



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

11. JAHRGANG
JULI-SEPT. 1982



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Siegfried Mezger		
Die Jagstmühle in Dörzbach		
Ein technisches Kulturdenkmal		97
Elisabeth Heitger		
Die evangelische Johannes-Brenz-Kirche		
in Weil der Stadt		104
Fachwerkbauten des 15. Jahrhunderts (5)		
Klaus Scholkmann		
Weingärtner- und Handwerkerhäuser in Tübingen –		
Abbruch oder Rekonstruktion		111
Egon Schallmayer		
Wegmarken des antiken Welthandels		
Römische Amphoren aus Baden-Württemberg		116
Gertrud Christoph		
Der Urpharer Meister in Freudenberg, Main-Tauber-Kreis		124
Peter Marzolff		
Grabungen in St. Michael auf dem Heiligenberg		
bei Heidelberg		129
Personalia		142
Buchbesprechung		142
Mitteilungen		143

Titelbild: Die Jagstmühle in Dörzbach. Auf dem abgebildeten Öltisch wurden die Ölfrüchte zerquetscht und zerrieben.
Zum Beitrag Siegfried Mezger: Die Jagstmühle in Dörzbach. Ein technisches Kulturdenkmal



1 JAGSTMÜHLE. Blick auf die Gesamtanlage von Osten. Links das Gebäude der Loh-, Walk-, Öl- und Reibmühle aus den Jahren 1798/1864; rechts die Mahlmühle aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Siegfried Mezger: Die Jagstmühle in Dörzbach Ein technisches Kulturdenkmal

Wassermühlen als die bedeutendsten technischen Denkmale der vorindustriellen Zeit sind in den letzten Jahren verstärkt in den Blickpunkt der Denkmalpflege gerückt. Aufgrund des Mühlenstrukturplans hat sich in den sechziger Jahren und danach in Baden-Württemberg die Zahl der Mühlengebäude und mehr noch die Zahl der Mühleneinrichtungen drastisch verringert. Während die Gebäude oft noch erhalten blieben, wurden die Mühleneinrichtungen zumeist ausgebaut und die Wasserräder durch Turbinen zur Stromerzeugung ersetzt.

Der Begriff „Mühle“ wird landläufig mit dem der Mahl- oder Getreidemühle gleichgesetzt. Die reine Mahlmühle war jedoch, insbesondere wenn sie an einem leistungsfähigen Gewässer lag, durchaus nicht die Regel. Meist setzte sich eine Mühlenanlage aus Werken unterschiedlicher Mühlentypen wie Mahl-, Säg-, Loh-, Öl-, Gips-, Schleif-, Reib- und Walkmühlen zusammen. Durch die Entwicklung des Welthandels und der industriellen Technik und Produktion im 19. Jahrhundert waren einige dieser Mühlentypen bereits früher als die Mahlmühlen zum Sterben verurteilt. So versetzten das aufkommende Erdöl und billige importierte Speiseöle den heimischen handwerklich betriebenen Ölmühlen

bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Todesstoß. Ein 1791 entstandenes Werk dieses Typs, die Diedelsheimer Ölmühle, blieb durch Translozierung in den Karlsruher Stadtteil Grötzingen der Nachwelt erhalten (vgl. den Bericht im Nachrichtenblatt, Heft 1/1973). Eine weitere historische Ölmühleneinrichtung aus Bickelsberg bei Balingen konnte durch die Übernahme in das Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach gerettet werden.

Darüber hinaus sind in der Literatur in Baden-Württemberg bisher keine weiteren erhaltenegebliebenen Ölmühleneinrichtungen aus der Zeit vor 1800 beschrieben.

Durch den ehrenamtlichen Denkmalschutzbeauftragten des Hohenlohekreises, Herrn Günter Klein, wurde nun in der Anlage der Jagstmühle in Dörzbach ein weiteres Werk dieses Typs entdeckt. Der nachfolgende Artikel zeichnet zum einen die Entwicklung der Mühlen Gesamtanlage und ihrer Werke nach. Zum anderen hofft der Autor, durch das nähere Eingehen auf die Dörzbacher Ölmühleneinrichtung zur Entdeckung und Erforschung eventuell weiterer, bisher unbekannter Objekte beizutragen.



2 DER MÜHLKANAL vor dem Radstubeneinlauf; davon geht das Gerinne zum Wasserrad der Loh- und Ölmühle ab.

Lage und Gebäude der Jagstmühle

Die Jagstmühle liegt am Westrand des Dorfes Dörzbach, ursprünglich außerhalb des Etters, auf dem rechten Jagstufer. Etwa 250 Meter oberstrom der Mühle teilt sich die Jagst in einen Hauptarm und einen Nebenarm, die eine unbebaute Flußinsel umschließen. An der Spitze der Insel staut ein Grundwehr den Hauptarm auf und führt dem Nebenarm somit auch bei Niedrigwasser noch eine ausreichende Wassermenge zu. Sie wird zusätzlich erhöht durch einen von Norden kommenden Jagstzufluß, den Goldbach, der etwa 100 Meter unterstrom des Wehres in den Nebenarm einmündet. Kurz vor seinem Wiedereintritt in den Hauptarm liegt im Nebenarm ein sogenanntes Übereichwehr, von dem aus der Mühlkanal zur Jagstmühle abzweigt.

Das dreigeschossige Hauptgebäude mit Satteldach, das die Mahlmühle enthält, liegt eingespannt zwischen dem Nordufer des Mühlkanals und der Talstraße. Die Umfassungswände von Unter- und Erdgeschoß sind in Bruchsteinmauerwerk, das Obergeschoß und die Giebel in Fachwerk aufgeführt. Im verputzten Ostgiebel konnten als schwäbische Männle ausgeführte Ständer sowie einfache Andreaskreuze festgestellt werden. Das Untergeschoß liegt auf der Ebene des Mühlkanals, das Erdgeschoß ca. 2,4 Meter höher auf Straßenniveau. Die Radstube in der Südhälfte des Gebäudes besitzt eine Raumhöhe von ca. 4,7 Metern und umfaßt Unter- und Erdgeschoß. An das Mühlengebäude schließen im Westen eine Scheuer und im Süden die Radstube mit zwei eingeschossigen, flachgedeckten Anbauten an.

Kurz vor dem Einlauf in die Radstube zweigt vom Mühlkanal aus nach Süden ein Gerinne zum Wasserrad

der ehemaligen Loh- und Ölmühle ab. Dieses zweigeschossige Nebengebäude der Jagstmühle liegt südlich des Mühlkanals und wird über eine Brücke von der Straße her angefahren. Das Erdgeschoß ist in Bruchsteinmauerwerk aufgeführt, in schlichtem Fachwerk das Obergeschoß und der Giebel. Das Satteldach besitzt zwei Krüppelwalme.

Entwicklung der Jagstmühle

Das Dorf Dörzbach besaß drei Mühlen, die bis in die jüngste Gegenwart betrieben wurden. Die sogenannte Obermühle und die Mittel- oder Untermühle lagen am bereits erwähnten Goldbach, der die Westgrenze des alten Dorfkerns bildete. Die Jagstmühle, als dritte, dürfte aufgrund der stetigeren Wasserführung der Jagst wohl immer die bedeutendere der Dörzbacher Mühlen gewesen sein.

Die Bezeichnung „Mittelmüller“ taucht urkundlich bereits im Jahre 1412 auf, so daß deduktiv auch auf die Existenz der Obermühle und der Jagstmühle zu diesem Zeitpunkt geschlossen werden darf. Im Zusammenhang werden alle drei Mühlen erstmals 1441 genannt. Das Jagstwehr ist für 1589 urkundlich belegt.

Im Jahre 1623 (nach anderen Quellen 1624) zerstört ein Hochwasser des Goldbachs die Jagstmühle. Über die Dauer des Dreißigjährigen Krieges wird sie offenbar nicht wieder aufgebaut oder aber erneut zerstört. Noch 1655 meldet ein Gültbuch: „... die Jagstmühl derzeit weder Haus noch Scheuer, ist alles eingegangen.“ Kurz nach ihrem Wiederaufbau, der bis 1670 erfolgt ist, geht sie in den Besitz der Dorfherrschaft, der Freiherrn von Eyb, über.

Nach einem Güterverzeichnis der Familie Eyb besteht die Jagstmühle im Jahre 1709 aus einem Hauptgebäude, in dem zwei Mahlgänge und ein Gerbgang betrieben werden, und aus einem Nebengebäude, in dem eine Walk-, Loh- und Schleifmühle arbeitet.

1760 erwirbt die Gemeinde die Anlage und veräußert sie in der Folge wieder an Privat. Das Nebenwerk ist nach einem Kaufvertrag im Jahre 1794 erneut abgängig. So nimmt sich 1798 der damalige Jagstmühlenbesitzer einen Rotgerber als Partner, um mit ihm gemeinschaftlich das Nebenwerk als „Loh-, Walk-, Öl- und Schleifmühle“ wieder zu errichten. Der Mahlmüller tritt hierzu sein Übereich, das heißt, das für den Betrieb der Mahlmühle nicht benötigte Wasser und seine südlich des Mühlkanals gelegene Wiese ab, „weiland dies der allerschicklichste Platz dazu ist und vormals schon dergleichen alldorten gestanden“. Baukostenanteile, Unterhaltungslasten von Wehr und Kanal, Gültübernahmen, Wassernutzung und Gewinnverteilung werden zwischen den Partnern vertraglich geregelt.

Das Gebäude des Nebenwerks besaß ursprünglich eine Länge von ca. 9,1 Metern und eine Breite von ca. 8,6 Metern und war vermutlich eingeschossig. Die Außenwände bestanden aus Bruchsteinmauerwerk. Die südliche und die westliche Außenwand haben sich noch im heutigen Gebäude erhalten.

1819 veräußert der Jagstmüller seinen Anteil am Nebenwerk an einen zweiten Rotgerber, einen Vorfahr der heutigen Besitzer. Mahlmühle und Nebenwerk befinden sich somit seit diesem Zeitpunkt in getrenntem Eigentum. 1854 kann der neu hinzugekommene Gerber auch den anderen „Unternehmensanteil“ erwerben. Er ist nun alleiniger Besitzer des Nebenwerks und geht

1864 daran, das Gebäude zu erweitern: Unter Erhaltung der südlichen und westlichen Außenwand wird es nach Osten auf 14,9 Meter verlängert und die nördliche Außenwand näher an den Mühlkanal gerückt, so daß ein leicht trapezförmiger Grundriß entsteht. Das Gebäude erhält ein Obergeschoß mit Dachboden und Spitzboden. Die Deckenlasten werden über zwei Reihen von je drei Holzsäulen in das Erdgeschoß abgetragen.

Das östliche Drittel des Erdgeschosses diente nach dem Baugesuch von 1864 als Remise. Die übrige Fläche war nach einem nicht ausgeführten Erweiterungsplan aus dem Jahr 1873 in eine nördliche, als Lohmühle bezeichnete Hälfte und in eine südliche, als Ölmühle bezeichnete Hälfte aufgeteilt. In der Südostecke des Obergeschosses befand sich ein „Stübchen zum Rinden reinigen“, das heißt zum Reinigen der Eichenrinde, die überwiegend als Ausgangsstoff für die Lohebereitung diente. In der beschriebenen Form hat sich das Gebäude im wesentlichen bis heute erhalten.

Das Hauptgebäude der Jagstmühle besitzt eine Breite von ca. 10,5 Metern und eine Länge von ca. 12,3 Metern. Aufgrund seiner Architekturdetails ist es im Kern ins 17. Jahrhundert zu datieren. Es dürfte daher mit dem nach den Quellen zwischen 1655 und 1670 errichteten Mühlengebäude identisch sein. Auf im einzelnen nicht mehr feststellbare Veränderungen Anfang des 19. Jahrhunderts deutet der mit 1824 datierte Sturz der Eingangstür im Erdgeschoß hin. Weitere Veränderungen erfolgen im Jahr 1896, als sich der Jagstmüller eine Dynamomaschine anschafft und mit ihr die Dörzbacher Elektrizitätsversorgung begründet: Die Radstube wird

überdeckt und erhält im Süden einen eingeschossigen Anbau, in dem die Dynamomaschine Platz findet. 1920 bekommt der Dachstock in der Südhälfte einen Kniestock und einen Zwerchgiebel, um Platz für die Aufstellung weiterer Mühlenapparate zu schaffen. Bis auf kriegsbedingte Schäden und Ausbesserungen an der Nord- und Westseite blieb das Gebäude danach im wesentlichen bis heute unverändert.

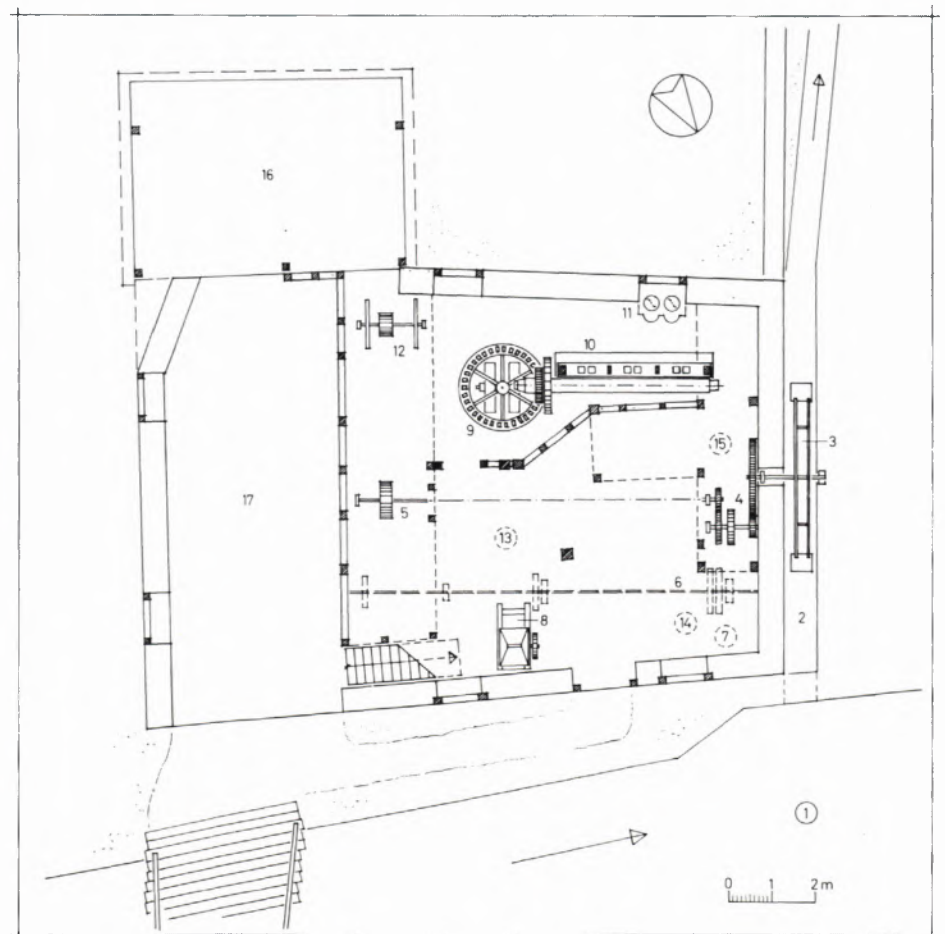
Das Werk der Mahlmühle

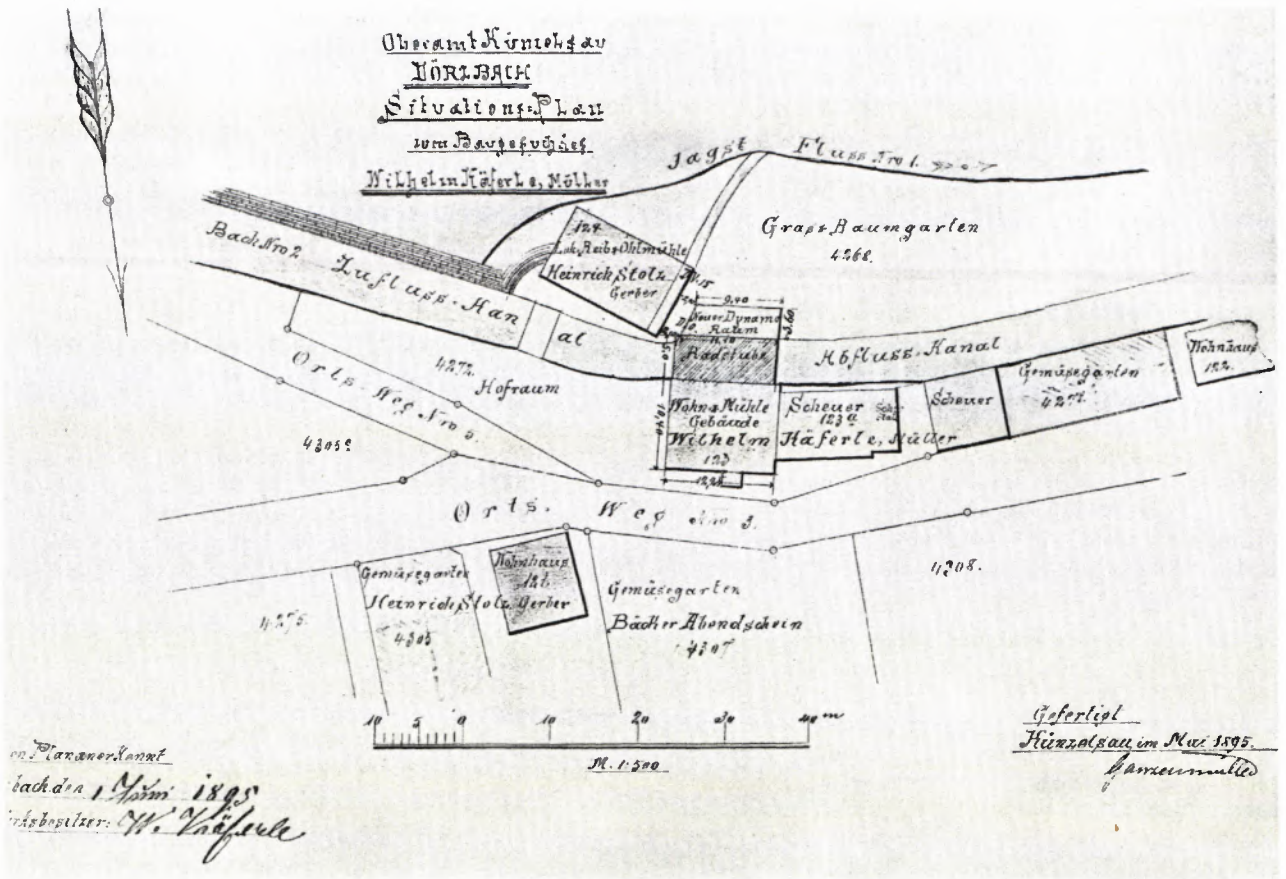
Im Hauptgebäude der Jagstmühle werden 1709, wie bereits erwähnt, zwei Mahlgänge und ein Gerbgang betrieben. Der Gerbgang dürfte hauptsächlich zum Putzen des Dinkels verwendet worden sein, der noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts im Gebiet von Kocher, Jagst und Tauber und im nahen Bauland als Winterfrucht weit verbreitet war. Bis 1794 kommt ein dritter Mahlgang hinzu. In dieser Form wird das Werk auch in der ersten amtlichen Werksbeschreibung des Jahres 1868 beschrieben: Über drei unterschlächtige hölzerne Wasserräder von 3,72 Metern, 3,87 Metern und 4,01 Metern Durchmesser werden die 3 Mahlgänge direkt angetrieben. Der Gerbgang ist über ein Getriebe an den dritten Mahlgang gekoppelt. Über Riemen werden zusätzlich eine Schwingmühle und ein Malzschrotgang in Betrieb gesetzt. Den Grundriß dieser Anlage zeigt eine erhaltene Bauaufnahme aus dem Jahre 1896.

Mit der erwähnten Aufstellung einer Dynamomaschine werden die drei hölzernen Wasserräder 1896 durch ein Rad in Holz-Eisen-Konstruktion mit einem Durchmesser von 5,5 Metern und einer Schaufelbreite von 1,9 Metern ersetzt. Der Antrieb der Mahlgänge wird ent-

3 GRUNDRISS der ehem. Loh-, Walk-, Öl- und Reibmühle in Dörzbach.

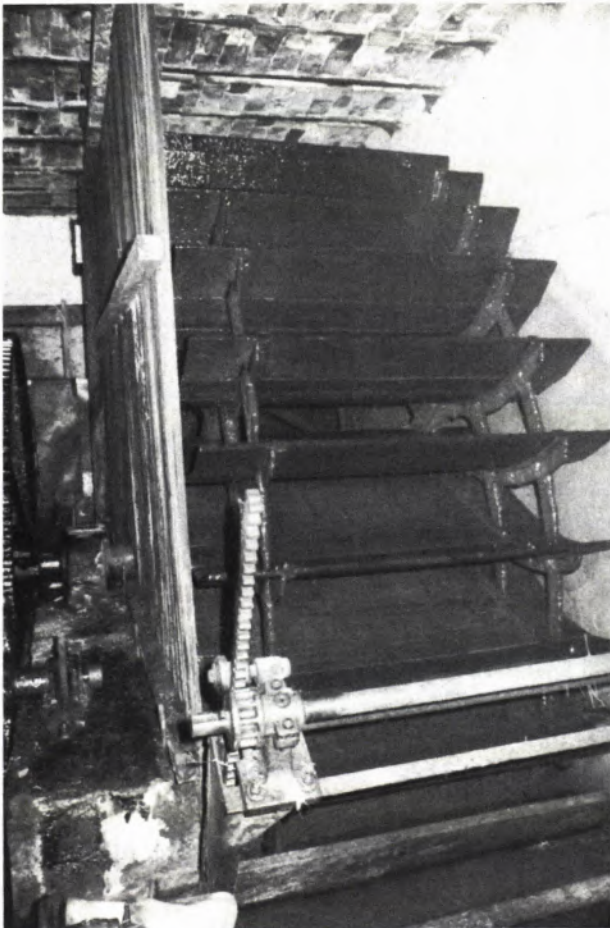
- 1 Mühlkanal
- 2 Radgerinne der Loh- und Ölmühle
- 3 Wasserrad
- 4 Vorgelege
- 5 Transmission der Hochgangsäge (teilweise im Fußboden versenkt)
- 6 Transmission für den Antrieb von Ölmühle, Lohmühle, Gerberwalke, Quetsche, Schleifstein, Obstmahlmühle, Getreidereinigungsmaschinen und Dreschmaschine
- 7 abgegangener Gasölmotor
- 8 Quetsche
- 9 Öltisch (Kollergang)
- 10 Ölpresse mit Wellbaum
- 11 Wärmofen
- 12 Antrieb der Hochgangsäge (Sägegatter auf darüberliegendem Podest)
- 13 abgegangene Hanfreibe
- 14 abgegangene Gerberwalke
- 15 abgegangene Lohmühle (auf Podest)
- 16 Schuppen
- 17 Remise



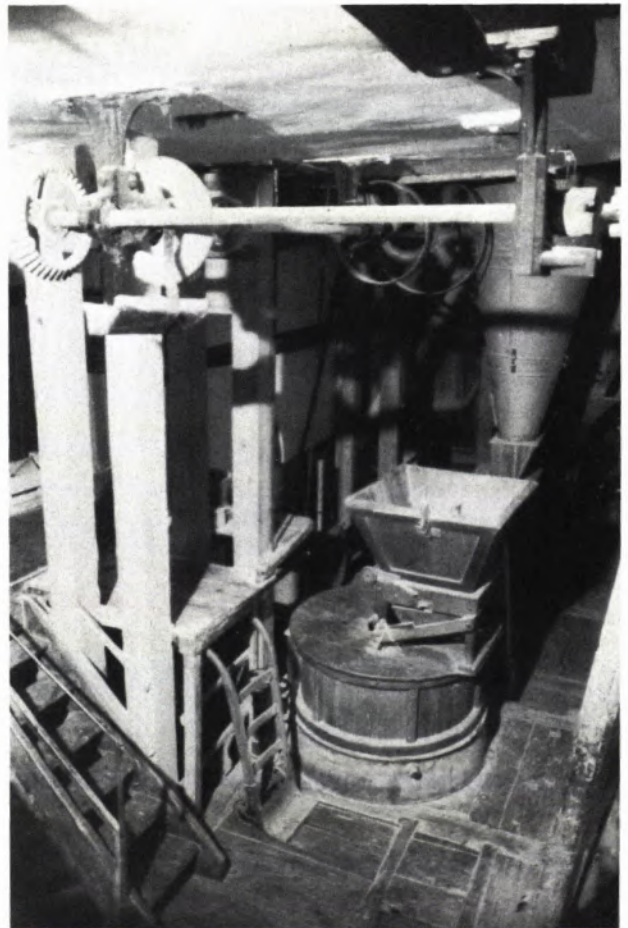


4 DER PLAN von 1895 zeigt den Grundriß der Anlage anlässlich eines Baugesuchs.

5 WASSERRAD der Mahlmühle aus dem Jahr 1896.



6 MAHLSTUBE der Mahlmühle. Im Vordergrund der Schrotgang, dahinter die drei Walzenstühle.



sprechend umgebaut. Nach der in diesem Zusammenhang erstellten zweiten Werkbeschreibung besteht das Werk zu diesem Zeitpunkt aus drei Mahlgängen mit unterschiedlichen Sichteinrichtungen (Beutelkasten, Sichtzylinder und Plansichter), einem Gerbgang, einer Malzschrot- und einer Schwingmühle, einer Griesputzmaschine, einem Trieur zur Getreidereinigung sowie der Dynamomaschine. Alle Mahlgänge arbeiten noch mit Steinen. Vor dem Gebäude werden über Transmissionen zwei Schleifsteine, eine Kreissäge, Obstmühle und Futterschneidmaschine und in einer Scheuer eine Dreschmaschine betrieben, zeitweise auch eine Bewässerungseinrichtung.

Die Entwicklung des Werks seit 1868 zeigt das Bemühen des Jagstmüllers, sich durch Verbesserung der Mühleneinrichtung und durch Ausweitung seiner „Dienstleistungen“ gegenüber dem Konkurrenzdruck der sogenannten Kunstmühlen zu behaupten.

Von der 1896 beschriebenen Einrichtung haben sich bis heute der dritte Mahlgang, der zum Dinkelputzen eingesetzte Gerbgang (ohne Läufer) und der Trieur erhalten. Die Mahlgänge 1 und 2 wurden vermutlich 1920 durch Walzenstühle mit gußeisernen Walzen ersetzt. Hinzu kamen ein Walzenstuhl mit Porzellanwalzen, eine Schäl- und Putzmaschine, ein Aspirateur zur Getreidereinigung sowie die sog. Aspiration zur Kühlung und Trocknung des Mahlguts. Griesputzmaschine und Plansichter wurden ersetzt. Gegenwärtig in Betrieb befinden sich noch das Wasserrad von 1896, der dritte, heute zum Schrotten benutzte Mahlgang sowie eine neuere Dynamomaschine.

Das Nebenwerk

Wie für die Mahlmühle liegen auch für das Nebenwerk aus dem Jahre 1709 zum ersten Mal Angaben über die vorhandenen Einrichtungen vor. Demnach befindet sich im Nebengebäude zu diesem Zeitpunkt eine Walk-, eine Lohmahl- und eine Schleifeinrichtung in Betrieb. Wie erwähnt, ist das gesamte Nebenwerk bis spätestens 1794 wieder abgängig, eine Wiedererrichtung jedoch durch den damaligen Mühlenbesitzer beabsichtigt. Verwirklicht wird dieser Plan erst im Jahre 1798. Die Einrichtung dieser „Loh-, Walk-, Öl- und Reibmühle“ wird 1868 erstmals vollständig beschrieben. Aussagen in den Triebwerksakten des Oberamts Künzelsau deuten jedoch darauf hin, daß die beschriebenen Einrichtungen mit denen des Jahres 1798 identisch sind. Demnach besteht die Einrichtung aus einem Rindenschneider zum Schnitzeln der Eichenrinde, einem Lohmahlgang zum Zermahlen der Rinde, einer Öl- presse, einem Öltisch zum Quetschen und Zerreiben der Ölfrucht, einem Wärmofen sowie aus einer Reibe zur Hanfbearbeitung. Diese Einrichtungen wurden über hölzerne Getriebe von einem unterschlächtigen Wasserrad mit 4,44 Metern Durchmesser angetrieben. Über Riemen wird zusätzlich eine Gerberwalke bewegt.

Ähnlich wie bei der Mahlmühle erfolgt bis 1891 eine Erweiterung der Einrichtung um eine Dreschmaschine, eine Obstmahlmühle und einen Schleifstein, so daß Nebenwerk und Mahlmühle, die ja jetzt unter getrennten Besitzern arbeiten, in diesen Bereichen gegenseitig in Konkurrenz treten. Dies hat fast ständige Rechtshändel um die Wassernutzung zur Folge, denen wir ein dickes Aktenbündel des ehemaligen Oberamts Künzelsau und damit eine eingehende Kenntnis der Werke verdanken.

Im Jahre 1907 ist die Hanfreibe außer Betrieb. Die Oberamtsbeschreibung Künzelsau berichtet bereits 1883, daß Gespinstpflanzen nur noch für den Hausgebrauch angebaut würden. Von der Hanfreibe hat sich nur der schwere Läuferstein erhalten. An ihrer Stelle wird 1909 in Zweitverwendung eine Säge mit einfachem Hochgang, das heißt lediglich einem Sägeblatt, eingebaut. Wasserrad und Walke werden gegen eine aus Möckmühl übernommene Einrichtung ausgetauscht. Im Obergeschoß finden zusätzlich eine Bandsäge und eine Kreissäge mit Fräseinrichtung Aufstellung, die über Treibriemen angetrieben und gegen Entgelt den ortsansässigen Handwerkern zur Nutzung überlassen werden. 1923/24 mit Aufgabe der Gerberei durch den Vater des heute 82jährigen Besitzers werden die Lohmaleinrichtung und das Walkfaß ins nahe Künzelsau verkauft, wo sie zwischenzeitlich verlorengingen. Eine Holz-/Eisenkonstruktion ersetzt im Jahre 1927 das bis dato hölzerne Wasserrad; vermutlich erfolgt in diesem Zusammenhang auch der Austausch des hölzernen Vorgeleges durch gußeiserner Zahnräder.

Neben den erwähnten Einrichtungen haben sich weiter einfache Getreidereinigungsmaschinen, Obstmahlmühlen sowie eine in den Werksbeschreibungen nicht erwähnte hölzerne Quetsche mit gußeisernen Walzen erhalten. Letztere dürfte entsprechend ihrer Konstruktion der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstammen. Zeitweilig war auch ein nicht mehr vorhandener Gasölmotor aufgestellt, der bei Wassermangel zum Betrieb der Einrichtungen eingesetzt werden konnte.

7 QUETSCHEN mit eisernen Walzen zur Vorbehandlung von Lein- und Rapssamen.





8



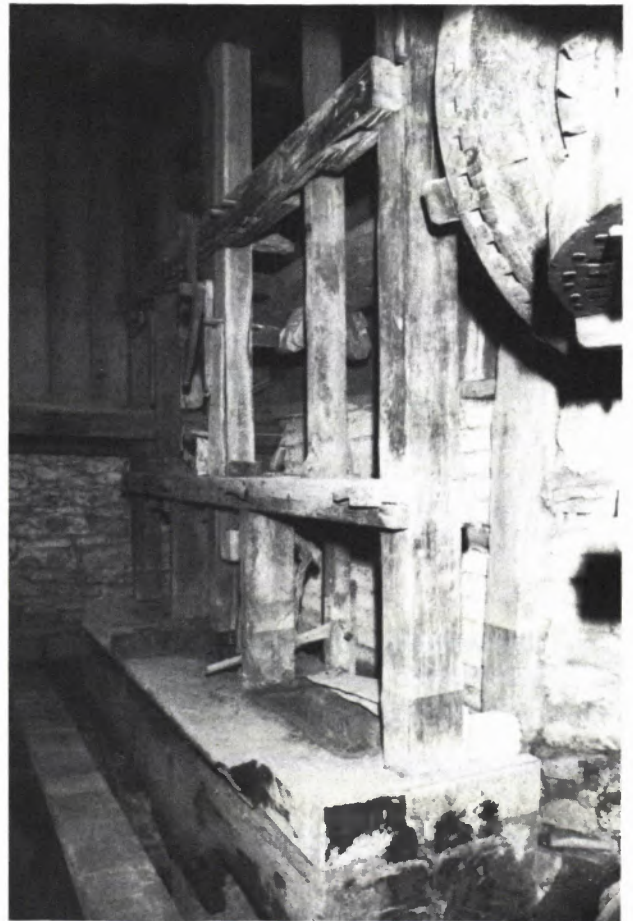
9

10



102

11



Die Ölmühleneinrichtung

Die zweifellos wertvollste und interessanteste der im Nebengebäude der Jagstmühle erhaltenen Einrichtungen stellt die Ölmühle dar, von der noch die kleinsten Zubehörteile vorhanden sind.

Die Ölmühleneinrichtung umfaßt die beschriebene Quetsche, den sogenannten Öltisch mit zwei mächtigen Läufern aus Stein, den aus einem Eichenstamm gefertigten Preßblock mit drei Stämpferpaaren und den Wärmofen mit Rührwerk. Ursprünglich wurden alle diese Einrichtungen sowie die abgegangene Hanfreibe über ein Vorgelege, einen Wellbaum und nachgeordnete Getriebe unmittelbar vom Wasserrad bewegt. Im letzten Zustand erfolgte der Antrieb über Treibriemen.

Vor ihrer Stilllegung im Jahre 1932/33 wurden auf dieser Anlage vornehmlich Lein-, Mohn- und Rapsamen, in geringerem Umfang Bucheckern, Walnüsse und versuchsweise auch Haselnüsse zu Öl verarbeitet. Lein- und Rapsamen mußten in der Quetsche vorbehandelt werden. Alle übrigen Ölfrüchte kamen direkt unter die beiden umlaufenden Steine des Öltisches, auch „Holländer“ oder „Kollergang“ genannt, wo sie zerquetscht und zerrieben wurden. Dieser Vorgang, bei dem die Ölfrucht immer wieder mit Wasser benetzt werden mußte, um nicht zu kleben oder das Öl zu früh freizugeben, dauerte zwischen 15 und 30 Minuten. Wenn sich die nun Ölkuchen genannte Masse in der Hand ballen ließ, wurde sie auf den Wärmofen gegeben und unter Rühren soweit erhitzt, bis unter leichtem Händedruck das Öl aus der Masse austrat. Dann füllte der Ölmüller die Ölkuchen in Leinensäcke ab und setzte sie in die „Preßorte“ genannten Vertiefungen im Preßblock ein. Nocken am Wellbaum hoben nun über dem Preßort einen der beiden Stämpfer an, der dann bei einem bestimmten Stand des Wellbaums freigegeben wurde und im Niederfallen einen Keil in den Preßort eintrieb. Durch den entstehenden Druck gaben die Ölkuchen das Öl frei, das in Gefäße unter dem Preßblock auslief. Entspannt werden konnte die Presse mit Hilfe des zweiten Stämpfers, der auf eine Lösevorrichtung fiel. Walnuß- und Mohnkuchen wurden nach neuerlichem Zerreiben auf dem Öltisch ein zweites Mal gepreßt. Zur Gewinnung eines Liter Öls waren nach den Aussagen des letzten Ölmüllers etwa 4 bis 4,5 Pfund Mohn, 5 Pfund Raps, 7 bis 8,5 Pfund Lein und 9 bis 10 Pfund Bucheckern nötig. Das Öl wurde je nach Art und Qualität als Speiseöl oder Öl für industrielle Zwecke, insbesondere

auch zur Farbenherstellung, verkauft. Die ausgepreßten Ölkuchen fanden als beehrtes Kraftfutter für Schweine und Kälber Absatz.

Die Dörzbacher Ölmühleneinrichtung gehört ihrer Art nach zum Typus der sogenannten holländischen Ölmühle, auch „Rammpresse“ genannt. Nach der zeitgenössischen Mühlenbauliteratur fand sie von Norddeutschland kommend Ende des 18. Jahrhunderts Eingang im süddeutschen Raum und setzte sich offenbar bis Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend gegen die sogenannte deutsche Ölmühle durch. Bei der letzteren wurden die Keile zum Pressen durch einen Schlegel („Schlegelpresse“) in den Preßblock eingetrieben. Die Zerkleinerung der Ölfrüchte erfolgte durch Stampfen in besonders ausgeformten Näpfen. Diese Art der Vorbereitung erbrachte jedoch eine wesentlich geringere Ölausbeute, so daß die deutschen Ölmühlen unter dem holländischen Einfluß mit Quetschen, Kollergängen und Wärmofen versehen wurden.

Obwohl noch keine dendrochronologische Untersuchung vorgenommen wurde, kann mit großer Sicherheit angenommen werden, daß die vorhandene Dörzbacher Ölmühleneinrichtung mit der 1798 erbauten Einrichtung identisch ist. Hierfür spricht sowohl der konstruktive Aufbau, wie auch die Übereinstimmung des Werks mit der 1791 errichteten Diedelsheimer Ölmühle. Der relativ gute Erhaltungszustand der Dörzbacher Ölmühle und die Vollständigkeit des Zubehörs lassen an eine museale Wiederinbetriebnahme denken.

Die Zukunft der Jagstmühle

Aus dem Hohenloher Raum hat sich eine Arbeitsgruppe von Privatpersonen gebildet, die sich die Erforschung und Erhaltung der Jagstmühle und ihres Nebenwerks zum Ziel gesetzt hat. Die Eintragung der Gesamtanlage und der Einrichtungen in das Denkmalsbuch wurde beantragt. Als Nahziel wird die bauliche Sicherung des Nebengebäudes und die Restaurierung der Ölmühleneinrichtung verfolgt. Als Fernziel ist beabsichtigt, Mahlmühle und Nebenwerk als Mühlenmuseum einzurichten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

*Dipl.-Ing. Siegfried Mezger
Haller Straße 31
7112 Waldenburg*

8 LÄUFERSTEIN der abgegangenen Hanfreibe.

9 WÄRMOFEN mit Rührwerk zum Erwärmen des Ölsamens vor dem Pressen.

10 ÖLTISCH (Kollergang) zum Zerquetschen und Zerreiben der Ölfrüchte.

11 PRESSE: Unten befindet sich der Preßblock mit den drei Preßorten, oben das Führungsgestell für die Stämpfer, von denen noch das mittlere Paar erhalten ist; im Hintergrund der Wellbaum mit den Nocken (Daumen), die die Stämpfer anheben.



Elisabeth Heitger:

Die evangelische Johannes-Brenz-Kirche in Weil der Stadt

1 ANSICHT VON SÜDOSTEN der Johannes-Brenz-Kirche.

Bei der Erstellung der Denkmallisten wird eine Fülle von architekturgeschichtlich bedeutsamem Material erfaßt, das bisher nur unzureichend oder gar nicht bekannt war. Vor allem über die Architektur aus der zweiten Hälfte des 19. und aus dem frühen 20. Jahrhundert werden unsere Kenntnisse wesentlich erweitert. Gerade aus diesem wissenschaftlich noch nicht ausreichend aufgearbeiteten Zeitabschnitt gibt es zahlreiche Bauwerke, die als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung im Sinne des Denkmalschutzgesetzes einzustufen sind, die aber noch nicht ins Denkmalbuch eingetragen sind. Der folgende Beitrag ist im Rahmen der Listenbearbeitung aus einem Gutachten entstanden, mit dem das Landesdenkmalamt für die Kirche die Eintragung ins Denkmalbuch beantragt hat.

Die evangelische Johannes-Brenz-Kirche in Weil der Stadt wurde 1888/89 (Inscripttafel am östlichen Seitenschiff, außen) nach den Plänen von Professor Robert von Reinhardt als neugotischer Rotsandsteinbau errichtet. Zwei Inschriften in der Vorhalle nennen die Namen der Beteiligten: (links) „Rob. Reinhardt, Arch. inv. / G. Volz Bauführer“; (rechts) „Baukomite / Faber, Helbling, Beýerle, Laible, Kímelmañ / Schäuuffele, Ráth, Schmid, Nissler“.

Reinhardt hat seinem Bau das Schema einer dreischiffigen Basilika zugrunde gelegt, der er durch ein Querschiff die Kreuzform hinzugefügt hat. Mit diesem traditionellen Grundtypus verbinden sich architektonische Motive und Einzelformen, die dem Bau sein individuelles Gepräge verleihen. Sie lassen sich teils am Außenbau ablesen, teils erschließen sie sich erst im Innern.

Charakteristisch für das Äußere sind besonders die eingezogene Eingangsvorhalle, der architektonisch der eingezogene gerade Chorschluß antwortet, die dreiseitig gebrochenen kapellenartig zwischen Querhaus und Chor eingefügten Treppenaufgänge zu den Emporen und der Turm in der Südwestecke (der Chor der Kirche liegt im Norden) mit gemauertem achtseitigem Pyramidenhelm.

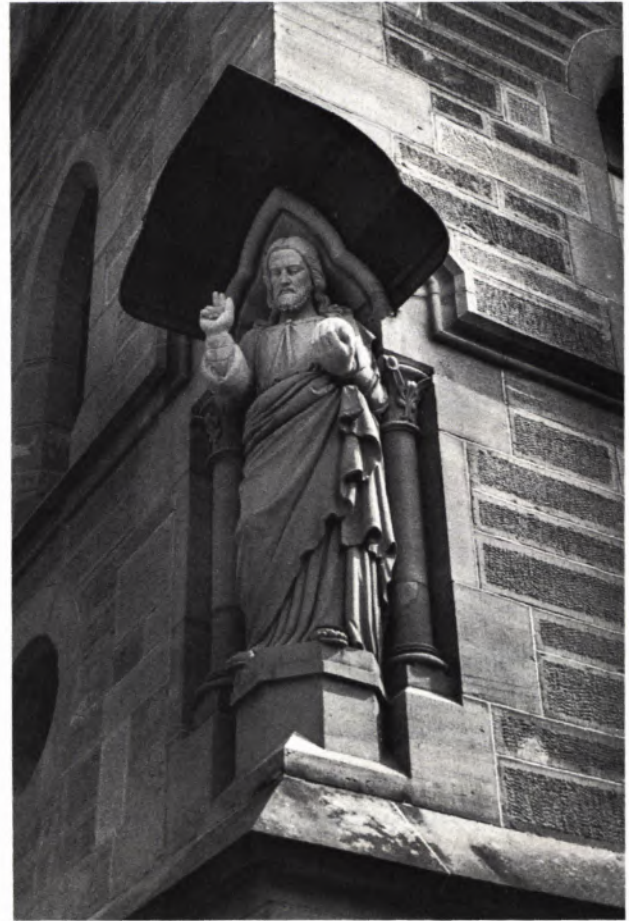
Im Innern tritt die Zweijochigkeit des Langhauses mit flankierenden schmalen Jochen, die sich auch im Außenbau ausprägt, – nicht so deutlich im Entwurf, wo

die Strebepfeiler am Mittelschiff fehlen – durch den Wandaufriß und die Bemalung verstärkt ins Bewußtsein. Die auf diese Weise bewirkte Rhythmisierung der Wand zeigt zugleich eine zentralisierende Tendenz, indem jeweils ein schmales Joch die Schnittpunkte der Querarme mit dem Hauptschiff flankiert. Das Programm der malerischen Gesamtausstattung unterstreicht die Bildung des Schwerpunktes im Schnittpunkt von Langhaus und Querschiff durch die Darstellung der vier Evangelisten in Ädikulen: im nördlichen Langhaus Matthäus und Johannes von „Kolb 1889“ (H. Kolb war Professor an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule); Markus und Lukas von einer Malerin namens Schneider, 1910/11, im südlichen Teil. (Die von ihr gleichfalls gemalten Darstellungen der Evangelisten Matthäus und Johannes wurden bei der jüngsten Restaurierung wieder entfernt, um die beiden Originale der offensichtlich unvollständig gebliebenen Reihe wieder zur Geltung zu bringen.) Es bezieht ferner Chor und Orgelempore aufeinander: Motiv des Vorhangs (im Chorbereich nur an der Stirnseite ausgeführt) und bewirkt eine Verklammerung des gesamten Raumes durch das ringsum laufende Ornamentband.

Die sog. Seitenschiffe sind bewußt schmal gehalten. Die jochweise quergestellten Spitztonnen, flankiert von den schmalen gratgewölbten Jochen, geben ihnen einen kapellenartigen Charakter.



12 JOHANNES-BRENTZ-BÜSTE



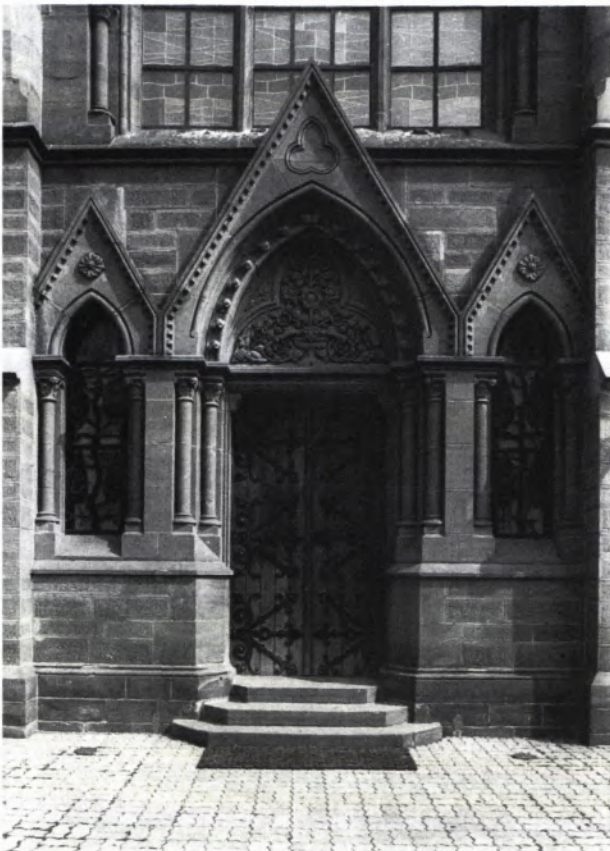
13 CHRISTUS-(SALVATOR-)STATUE

wie sie beim Barmer Kirchentag und im Eisenacher Regulativ Ausdruck fanden.

Von den im Umkreis gelegenen bekannteren evangelischen Kirchenbauten Professor Reinhardts nimmt die Brenzkirche zeitlich eine mittlere Stellung ein zwischen der 1881/83 geplanten und errichteten neoromanischen Wimsheimer Kirche (Enzkreis) und der 1896 erbauten neogotischen Jobst-Gedächtnis-Kirche in Stuttgart, die seit dem Verlust im Zweiten Weltkrieg der unmittelbaren Anschauung nicht mehr zugänglich ist. Verbindendes Merkmal dieser drei Kirchbauten bildet der jeweils das Langhaus begleitende seitliche Turm mit achteckigem gemauertem Pyramidenhelm und vier pyramidalen steinernen Ecktürmchen – in Material und Form im alten Turm der Kathedrale von Chartres vorgeprägt, in Stuttgart im 19. Jahrhundert von Stadtbaurat Adolf Wolff als Bekrönung der Einturmfassade der Matthäuskirche (1876 bis 1881) vorweggenommen. Im Unterschied zu dem ausgeführten Turm folgt der überlieferte Entwurf Reinhardts nicht diesem Vorbild, das bereits im Wimsheimer Kirchbau Anfang der 80er Jahre übernommen worden war. Wesentliche Abweichungen betreffen die Gliederung des Obergeschosses einschließlich des Helmes. Die Zeichnung zeigt anstelle der ausgeführten Zwillingbögen nur *eine* Schallarkade, flankiert von Säulen. Eingestellte Säulen in den Turmecken tragen quergestellte kleine Kleeblattnischen, aus denen Wasserspeier hervorragen. Die Säulen und mehr noch die Stellung der Nischen leiten über zum Achteck des Helmes, den letztere bereits überschneiden. Wesentlich wirksamer verklammern die größeren Dreiecksgiebel

über den Spitzbögen Turm und Pyramidenhelm. Darüber durchbricht eine Zone mit Maßwerkvierpässen die durch kleine Rundbögen strukturierte Oberfläche des Helmes, den eine Kreuzblume krönt. Diese im Werk Reinhardts – soweit es in diesem Zusammenhang erfaßt werden konnte – neuartige Lösung wurde jedoch zugunsten des bereits erprobten Gestaltungsprinzips aufgegeben.

Als Schüler von Christian Leins wurde der am 11. Januar 1843 in Neuffen geborene Robert Reinhardt zwischen 1858 und 1863 am Stuttgarter Polytechnikum mit den verschiedenen historischen Stilarten vertraut. Nach dem Studium nahm ihn sein Lehrer in sein Atelier auf. Praktische Erfahrungen konnte Reinhardt in den 60er und 70er Jahren als Gehilfe von Leins beim Bau der stilistisch von der Hochgotik besonders nachhaltig geprägten Stuttgarter Johanneskirche sammeln. Sein späteres umfangreiches baukünstlerisches Schaffen hat sich sowohl im sakralen wie auch im profanen Bereich niedergeschlagen. In letzterem wurden vor allem Einflüsse der italienischen Hochrenaissance, aber auch die deutsche Renaissance und der Klassizismus bestimmend. Hier seien – zahlreiche Mietshäuser, Villen und herrschaftliche Landsitze ausgenommen – drei Bauten für größere öffentliche Aufgaben genannt: die Harmonie in Heilbronn (1875/78; zerstört), die Reithalle (1887) und das Marienspital (1889/90) in Stuttgart. – Der heutige Standort der Stuttgarter Theaterbauten an der Stelle des botanischen Gartens und der Kgl. Hofgärtnerei, der 1907 zur Diskussion stand, gründet auf dem Wettbewerbsentwurf Reinhardts.



14 DAS HAUPTPORTAL auf der Südseite.

Dabei bildet die Praxis nur eine Komponente seines vielseitigen Wirkens. Schon mit 34 Jahren wurde Reinhardt als Nachfolger von Adolf Gnauth auf den Lehrstuhl für Baugeschichte und Bauformenlehre am Stuttgarter Polytechnikum berufen. Neben dieser Hochschultätigkeit, die er bis 1911 ausübte, wirkte er einige Jahre als Lehrer für die Entwicklung der Stilformen an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart und war Mitglied der Kommissionen für die Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmäler sowie für die Verwaltung der Staatssammlungen dieser Denkmäler.

Schließlich widmete er sich auch der architekturgeschichtlichen Forschung. 1903 veröffentlichte er eine Arbeit über den „Theseustempel in Athen“, die aus seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zur Gesetzmäßigkeit in den Tempelbauten der Griechen und Römer hervorgegangen war. In weiteren Studien befaßte er sich mit dem „Heiligtum der Aphaia auf Aegina“ und den „Palastbauten von Genua“ und gab Reisestudien aus Würzburg und vom Bodensee heraus.

Intensive wissenschaftliche und schöpferische Auseinandersetzung mit der baugeschichtlichen Überlieferung prägen das Werk des Baudirektors Professor Robert

von Reinhardt. Die Werke sakraler Architektur treten zahlenmäßig hinter den profanen Bauten zurück. Die stilistische Orientierung und ihre jeweilige Verarbeitung beschreiben einen künstlerischen Werdegang, in dem die Johannes-Brenz-Kirche in Weil der Stadt eine wichtige Station bildet, die die Hinwendung des Architekten zur Gotik der frühen Entwicklungsstufe veranschaulicht. Wir wissen, daß Reinhardt diesen Weg in der Stuttgarter Jobst-Gedächtnis-Kirche weiterverfolgt hat.

In der Johannes-Brenz-Kirche steht uns ein Hauptwerk dieser sehr vielseitigen, gebildeten Architektenpersönlichkeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor Augen, das sich zudem durch seine in den wesentlichen Teilen erhaltene Ausstattung und die äußerst sorgfältige handwerkliche Ausführung, z. B. bei den bildnerischen Details im Tympanon des Portals oder der Kanzel im Innern, als beispielhaftes Zeugnis eines sakralen Gesamtkunstwerkes im allgemeinen sowie des evangelischen Kirchenbaues im besonderen darbietet. Aus diesen Gründen wurde die Eintragung der Johannes-Brenz-Kirche in das Denkmalbuch beantragt.

Literatur:

1. Berathungen des Barmer Kirchentages über christliche Kunst. In: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus, Jg. 1861, Stuttgart, S. 33 ff.
2. Regulativ über den evangelischen Kirchenbau. In: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus, Jg. 1862, Stuttgart, S. 113 ff.
3. Robert Reinhardt: Kirche zu Wimsheim. Ob.-A. Leonberg (heute: Enzkreis). In: Zeitschrift für Baukunde, Bd. V / 1882, H. 2, Sp. 201 f., Bll. 12–14 (Abbn.).
4. Die Gedächtniskirche in Stuttgart. In: Monatsschrift des Württembergischen Vereins für Baukunde, 1900, S. 27 f., 4 Abbn.
5. W. Spemann: Spemanns Goldenes Buch vom eigenen Heim. Berlin, Stuttgart 1905, 3. Teil. Deutsche Baukünstler der Gegenwart von Felix Becker und Erich Haenel, Nr. 642.
6. Zum siebzigsten Geburtstag von Robert Reinhardt in Stuttgart. In: Deutsche Bauzeitung 47, 1913, Nr. 7, S. 63.
7. Robert von Reinhardt†. In: Deutsche Bauzeitung 48, 1914, Nr. 38, S. 371
8. v. Reinhardt, Robert, Baudirektor, Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart. In: Württembergischer Nekrolog für das Jahr 1915. Nachträge zum Nekrolog 1914, Stuttgart 1919, S. 242 f.
9. U. Thieme / F. Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künste. XXVIII. Bd., Leipzig 1934, S. 128.

Dr. Elisabeth Heitger
 LDA · Referat Inventarisierung
 Mörikestraße 12
 7000 Stuttgart 1

Fachwerkbauten des 15. Jahrhunderts (5)

Klaus Scholkmann: Weingärtner- und Handwerkerhäuser in Tübingen –
Abbruch oder Rekonstruktion

In der Tübinger Unterstadt haben sich einige spätmittelalterliche Kleinbürgerhäuser infolge gleichbleibender sozialer Struktur der Bewohner und deren Armut erhalten. Die jüngste „Sanierungswelle“ hat allerdings auch diese Häuser nicht verschont. Eine baugeschichtliche Untersuchung fand in den Jahren 1977 und 1980 bei den Gebäuden Rathausgasse 6, Judengasse 5, Ammergasse 7 und Ammergasse 10 statt.

Nach der dendrochronologischen Datierung der Hölzer des unter dicken Putzschichten verborgenen alemanni-

schen Fachwerks wurden die Häuser um 1470 erbaut. Mangelnde Bauunterhaltung und unsachgemäße Änderungen sowie sparsame Bemessung der Balkenquerschnitte führten zu einem so schlechten Zustand dieser Häuser, daß auch bei Vermeidung eines vorsätzlichen Abbruchs eine Sanierung mangels restauratorischer Verfahren nur durch Teilabbruch und rekonstruierenden Wiederaufbau möglich war.

Trotz individueller Ausprägungen vor allem in Breite und Länge läßt sich ein Haustyp beschreiben. Als Bei-



1 TÜBINGEN, HAUS HAAGGASSE 39. Alte Aufnahme des 1966 abgebrochenen Hauses. Am sehr steilen Giebel wird das übertünchte, verblattete Fachwerk des 15. Jahrhunderts sichtbar. Die beiden rückwärtigen, gestaffelten Giebel sind spätere Erweiterungen des Hauses. Zur Unterstützung der starken Auskragung des Obergeschosses wurde später ein „Bock“ untergestellt. Diese Hilfskonstruktion war vermutlich erst nach Ersetzen der leichten gestakten Riegelfelder durch Steine und Ziegel erforderlich geworden. Durch die Lage am Fuße des Schloßberges konnte bei diesem Haus im Sockelgeschoß ein gewölbter Keller errichtet werden.



2 TÜBINGEN, AUSSCHNITT AUS DEM STADTPLAN von 1819. (Umzeichnung) R=Rathaus. Vor den Häusern an der Südseite der Ammergasse fließt der Ammerkanal.

spiel kann das inzwischen abgebrochene Haus Ammergasse 10 dienen, da es weitgehend im Originalzustand erhalten war.

Der zweigeschossige Fachwerkbau ist trotz seiner geringen Breite von ca. 5 m zweischiffig konstruiert. Entsprechend dem bekannten konstruktiven System ist das Haus in der Längsrichtung in drei Zonen unterteilt, wodurch je Geschoßebene wie bei vergleichbaren alemannischen Fachwerkbauten 12 Ständer stehen. Der stehende Stuhl der Dachkonstruktion folgt auch dieser

Zonung. Die Aussteifung der Konstruktion ist auf die notwendigsten Bänder beschränkt.

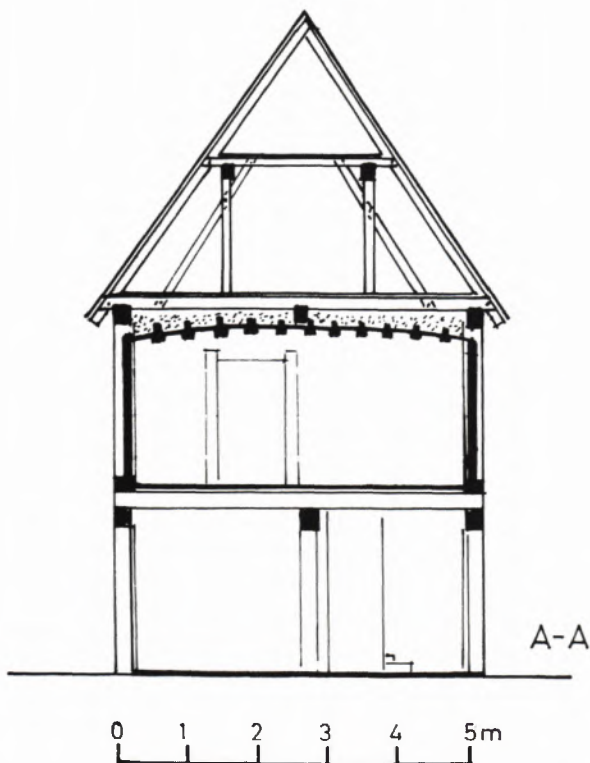
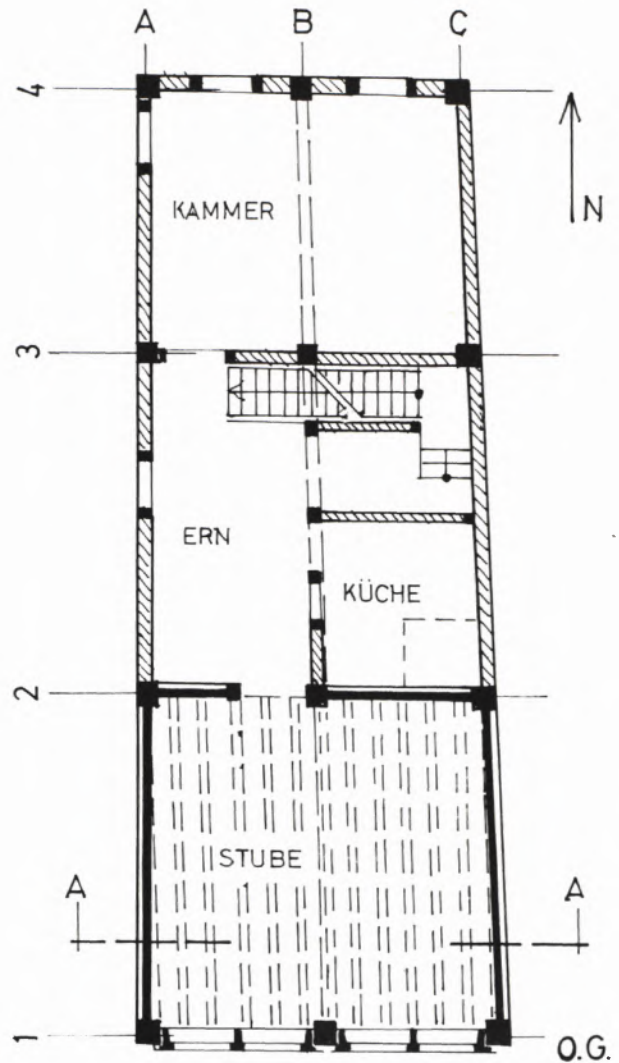
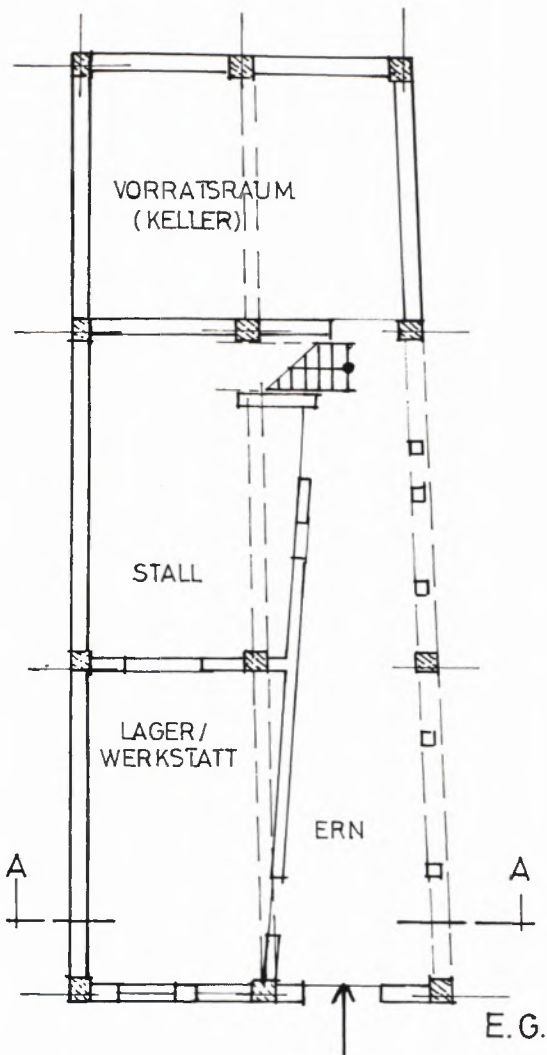
Entgegen der im 15. Jahrhundert gebräuchlichen Ausbildung eines Halbwalmes zeigt das Haus auf beiden Seiten einen Giebel. Ob diese Giebel nur zur Vereinfachung der Konstruktion und der Ziegeleindeckung entstanden oder ob hierfür gestalterische Absichten bzw. Vorschriften bestanden, ist nicht bekannt.

Die Raumaufteilung folgt dem konstruktiven System. Im ersten Obergeschoß liegen in der mittleren Zone



4 AMMERGASSE 10. Blick in die Stube mit der Bohlenbalkendecke.

◀ 3 HAUS AMMERGASSE 10. Aufnahme vor dem Abbruch 1978. Links die Verbreiterung des Hauses im Obergeschoß, dadurch auch asymmetrische Veränderung des Giebels. Ständer, Fußbänder und Knaggen sind sichtbar. Ursprünglich gab es einen Fenstererker.



Treppe, Ern und Küche, in der zur Straße orientierten Zone die Stube (mit Bohlenwänden und gesprenkter Bohlenbalkendecke) sowie im rückwärtigen Abschnitt die Kammer. Im Erdgeschoß befinden sich Vorratsraum, ein bescheidener Stall und ein Lagerraum bzw. eine Werkstatt. Der Flur führt vom Eingang zur Treppe in der Hausmitte. Die Einbeziehung des „Winkels“ könnte aus späterer Zeit stammen. Das Dachgeschoß mit straßenseitiger Aufzugsluke dient vornehmlich zur Lagerung von Heu und Holz, wohl auch als Schlafstätte für die Kinder. Eingetieft Keller sind bei den Häusern der Unterstadt wegen des hohen Grundwasserspiegels nicht möglich.

Die Anlage der Stube über die gesamte Hausbreite ist hier eine Ausnahme. Üblicherweise ist die Stube auch bei schmalen Häusern auf ein Schiff beschränkt. Die Kammer liegt dann daneben. Diese Anordnung von Stube und Kammer wurde bei dem Gebäude Ammergasse 10 später durch Überbauung des Winkels und Unterteilung der Stube hergestellt.

5 AMMERGASSE 10. Grundrisse und Schnitt. Durch schräge Wandführung wird die gesamte Grundstücksfläche ausgenutzt. Die Dachneigung beträgt ca. 54°. Die Erdgeschoßwände wurden später als Massivwände ausgeführt und der „Winkel“ wurde in den Flur einbezogen.



6 HAUS JUDENGASSE 5 (Mitte) „Im Süßen Löchle“. Bei der einseitigen Aufstockung im Obergeschoß hat sich der Fenstererker noch erhalten. Versuch einer „erhaltenden Sanierung“.

8 HAUS AMMERGASSE 7. Ansicht der vollständig erhaltenen Ostwand. Das ursprünglich im Erdgeschoß vorhandene Fachwerk wurde im 16. Jahrhundert durch Massivwände ersetzt.

9 AMMERGASSE 7. 1978 nach Beginn der Bauarbeiten und der „Kapitulation“ des Zimmermanns. Nur der massive Sockel und die vollständig vorhandene ausgestakte Ostwand konnten erhalten werden. Einige Hölzer konnten bei dem Wiederaufbau an ihrer ursprünglichen Stelle eingesetzt werden.

Die Vergrößerung der Familien und die Teilung der Häuser führte zu verschiedenen An- und Aufbauten. Das Haus Judengasse 5 wurde schon im 15. Jahrhundert einseitig aufgestockt. Die Besitzer dieses Hauses sind seit 1460 nachweisbar. Wie die meisten Bewohner der Unterstadt waren sie Weingärtner und Handwerker. Die Erscheinung der Häuser wurde bereits im 16. Jahrhundert wesentlich durch das Ersetzen des ursprüng-

7 HAUS RATHAUSGASSE 6 nach der Wiederherstellung. Die Wohnnutzung des Dachgeschosses erforderte die Verglasung der Öffnungen im Giebel. Trotz der einwandfreien Anblattung der Sparren an die Decken- und Kehlbalcken glaubte man diese auf eine zusätzliche Schwelle auflegen zu müssen (am Sparrenfuß sichtbar). Schäden im Traufbereich waren jedoch nicht durch konstruktive Mängel entstanden, sondern nur durch mangelhafte Unterhaltung der Dacheindeckung.



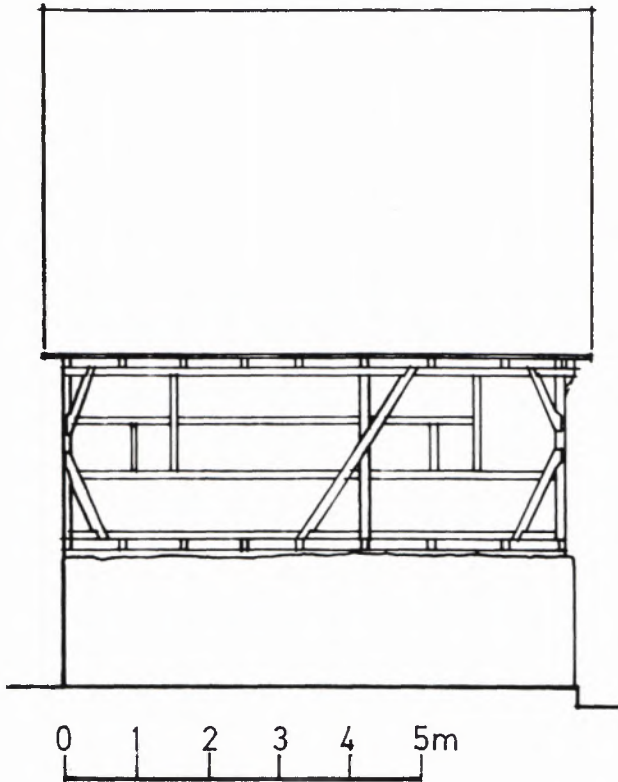
lich auch in Fachwerk errichteten Erdgeschosses durch einen Steinsockel verändert. Vermutlich waren zu dieser Zeit die ohne Fundament auf dem Boden liegenden Schwellen des Fachwerks bereits verfault. Auch die Decken über dem Stall wurden teilweise ausgewechselt. Durch Beseitigung der Fenstererker und Verputzen des Fachwerks wurden die Fassaden der Häuser seit dem 19. Jahrhundert „modernisiert“. Schadstellen im Holzwerk wurden durch Beihölzer, zusätzliche Stützen oder durch Aus- und Untermauerungen behoben.

Diese, in den vergangenen Jahrhunderten gebräuchliche, sich jeweils auf eine Schadstelle beschränkende Sanierungsmethode, die eine Erhaltung originaler Bauteile auch in Fragmenten gewährleistete, kann heute bei einer Sanierung nicht mehr angewandt werden. Die Beachtung von Bauvorschriften und besonders die hohen Ansprüche an die Ausstattung eines Hauses mit entsprechend hohen Ausbaurkosten erfordern auch eine umfassende konstruktive Sanierung.

Solange zur Sicherung und Reparatur schadhafter Fachwerkbauten noch keine restauratorischen Verfahren möglich sind und bei einer Verfestigung und Ergänzung mit Kunststoffen hinsichtlich der Langzeitwirkung keine Erfahrungen vorliegen, können nur durch den Einbau einer neuen, zweiten Konstruktion die originalen Hölzer erhalten werden. Eine entsprechende Sanierung war z. B. bei dem Gebäude Ammergasse 7 wegen der vorhandenen geringen Raumgrößen und Höhen jedoch nicht möglich. Nur durch den Nachbau des Hauses mit Verwendung alter Bauteile konnte zumindest die Erscheinung dieses Hauses erhalten bzw. wieder hergestellt werden.

Dieser Nachbau kann sich am ursprünglichen Bau oder an einer das Gebäude prägenden Bauphase orientieren. Er wird jedoch nicht die Geschichte des Hauses durch Wiederholung zufälliger Veränderungen nachvollziehen. Außer dem Aufzeigen historischer Konstruktions- und Gestaltungsformen gewährleistet er vor allem auch die Erhaltung des Maßstabes und des Bildes eines Stadtteiles oder eines Straßenzuges.

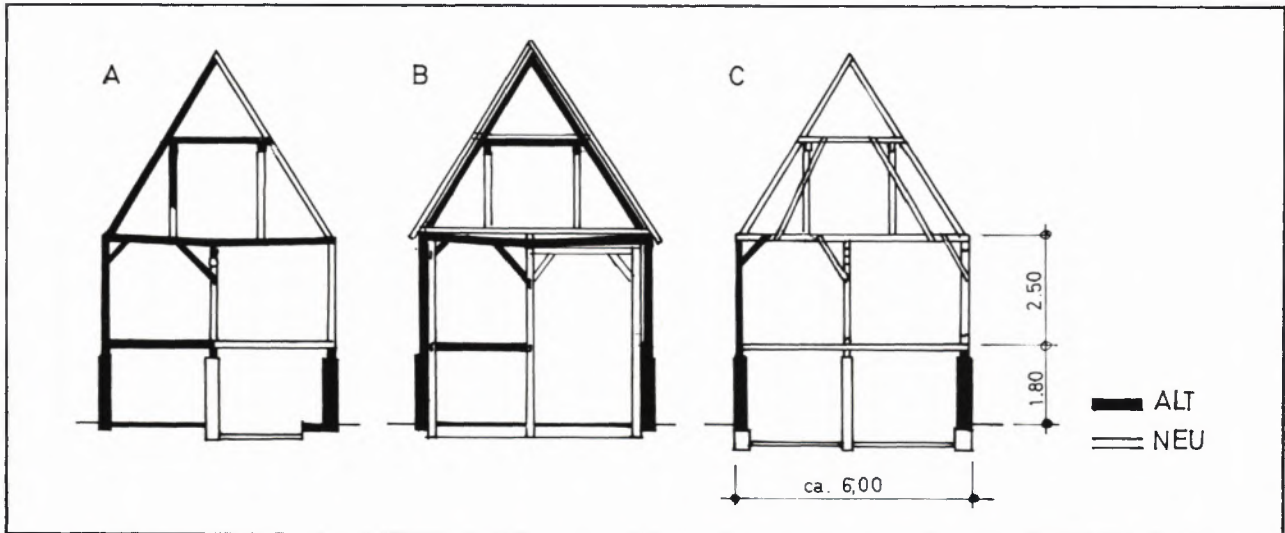
Dipl.-Ing. Klaus Scholkmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen



8



9



10

10 ALTERNATIVEN ZUR KONSTRUKTIVEN SANIERUNG (schematische Darstellung) am Beispiel Ammergasse 7.

A. Reparatur mit Ergänzungen, teilweise Auswechslung, Unterstützungen und Untermauerungen.

B. Einbau einer tragenden Sekundärkonstruktion, die zusätzlich die alte Substanz hält.

C. Teilabbruch und Rekonstruktion. Ausgeführte Lösung. Durch Unterfangung der Erdgeschoßmauern konnte die Raumhöhe vergrößert werden.

11 AMMERGASSE 7 im Straßensbild; das ehem. Weingärtnerhaus nach seiner Wiederherstellung.



11

Egon Schallmayer: Wegmarken des antiken Welthandels Römische Amphoren aus Baden-Württemberg

Bei den Grabungen in den römischen Kastellen und in den zivilen Siedlungen unseres Landes werden oft Scherben von großen Vorratsgefäßen gefunden, die man als Amphoren bezeichnet. Amphoren können dem Archäologen heute wichtige Einblicke in die antike Wirtschaftsgeschichte geben; die Amphorenfunde aus Baden-Württemberg sind aber in der Regel nicht erfaßt und wissenschaftlich ausgewertet! Die Abteilung Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes hat deshalb damit begonnen, eine systematische Sammlung dieses interessanten und wichtigen Materials anzulegen. Die zentrale Kartei wird bei der Außenstelle Karlsruhe durch den Autor geführt. Die Ergebnisse werden regelmäßig als Aufsatzfolge in den „Fundberichten aus Baden-Württemberg“ veröffentlicht werden. Eine große Arbeit über die Amphoren aus Rottweil wird mit einer ausführlichen Analyse und Interpretation gemeinsam mit Professor José Remesal-Rodriguez von der Universität Madrid für einen der nächsten Bände der „Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg“ vorbereitet.

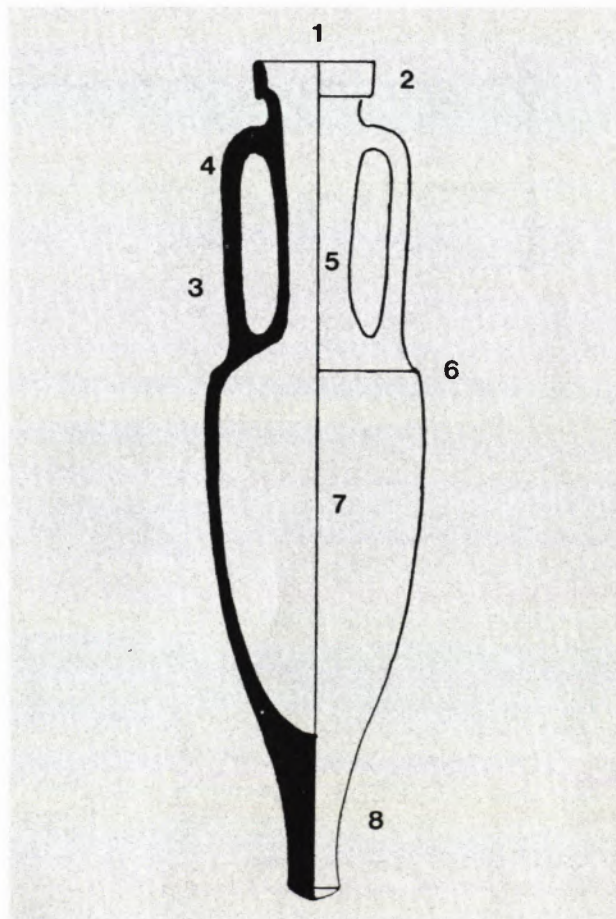
Die systematische Aufnahme und umfassende Auswertung der römischen Amphorenfunde, die entscheidende, neue Erkenntnisse zur antiken Handelsgeschichte vermitteln, stecken in Deutschland noch immer in den Anfängen. Dies ist um so bedauerlicher, als es ein Deutscher, Heinrich Dressel, war, der die archäologisch-epigraphische Forschung um die methodischen Grundlagen bei der Auswertung dieser Fundgattung bereichert hat. Heinrich Dressel – 1845 in Rom geboren, sein Vater war seinerzeit Preußischer Gesandter am Vatikan – widmete sich nach dem Studium in Berlin und der Promotion in Göttingen vor allem der Erforschung der antiken Münzen und der Inschriften, die auf Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens im alten Rom vorkommen. Dabei standen in grundlegenden Werken die Aufnahme und auswertende Bearbeitung der stadtrömischen Amphorenfunde im Vordergrund. Im Band XV des Corpus Inscriptionum Latinarum, dem großartigen Sammelwerk der Inschriften des römischen Reiches, legte Dressel die von ihm gesammelten Amphorenstempel sowie die auf den Amphoren angebrachten Pinselinschriften (*tituli picti*) und Einritzinschriften (*graffiti*) in einer sehr konsequenten, logischen Gliederung vor, die noch immer Grundlage jeder weiteren Beschäftigung mit diesem Fundstoff darstellt. Als Dressel 1920 starb, hinterließ er ein Werk von wissenschaftlicher Breite und Bedeutung, das uns heute Respekt und Bewunderung abnötigt.

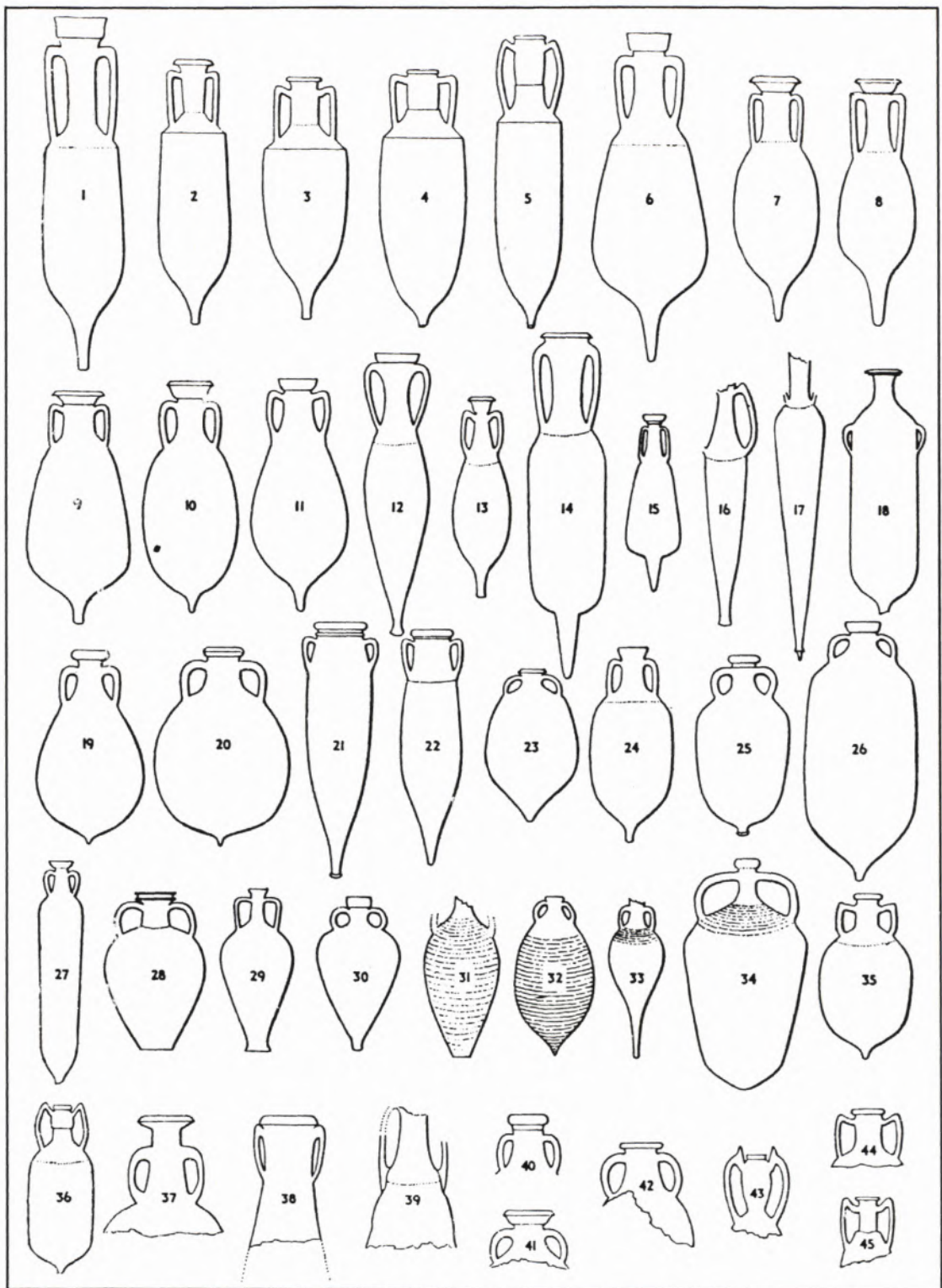
Seit den Forschungen Dressels hat es immer wieder – vor allem von seiten der ausländischen Fachkollegen – Versuche gegeben, das Amphorenmaterial des römischen Reiches zu sammeln und im Vergleich mit dem stadtrömischen Fundbestand sowie mit dem der Herstellungszentren in Süditalien, Spanien und Nordafrika eine handlungsgeschichtliche Auswertung vorzunehmen.

So stellte der Engländer M. H. Callender in seiner 1965 erschienenen Arbeit „*Roman Amphorae*“ alle bis dahin veröffentlichten Amphorenstempel aus Großbritannien, Frankreich, Spanien, Italien, der Schweiz, den Niederlanden und Deutschland zusammen, konnte

aber über die Datierung der einzelnen Stempel sowie deren Herkunftsbestimmung nur unzureichende Angaben machen, da eingehende Untersuchungen an den Produktionszentren der Amphoren fehlten und er den

1 BEZEICHNUNGEN der Gefäßteile an den Amphoren: 1 Mündung, 2 Rand, 3 Henkel, 4 Henkelbogen, 5 Hals, 6 Schulter, 7 Bauch, 8 Standzapfen.





2 TYPENTAFEL der römischen Amphoren (nach Heinrich Dressel).

vorwiegend älteren Fundbestand mangels vorhandener Dokumentationsunterlagen nicht exakt datieren konnte. Erst mit den Forschungen des Spaniers M. Beltrán-Lloris über Formen, Inhalt, Datierung und Herkunft dieser antiken Transportbehältnisse, deren Ergebnisse er 1970 in seinem Buch „Las anforas Romanas“ veröffentlichte, konnte ein wesentlich neuer Ansatz für die Bearbeitung dieser Fundgattung gewonnen werden. Als schließlich in den 70er Jahren der Franzose M. Ponsich

die Produktionsorte der spanischen Amphoren entlang des Flusses Guadalquivir systematisch aufsuchte und dokumentierte, war es möglich, für viele der bereits in den übrigen Teilen des römischen Reiches gefundenen Amphoren genaue Herkunftsangaben zu machen und darüber hinaus deren Handelswege nachzuzeichnen. Mittlerweile sind vor allem italienische und spanische Wissenschaftler damit beschäftigt, die noch bestehenden Forschungslücken zu schließen.



3 AMPHOREN, die in einem Gestell aufbewahrt werden.

Definition

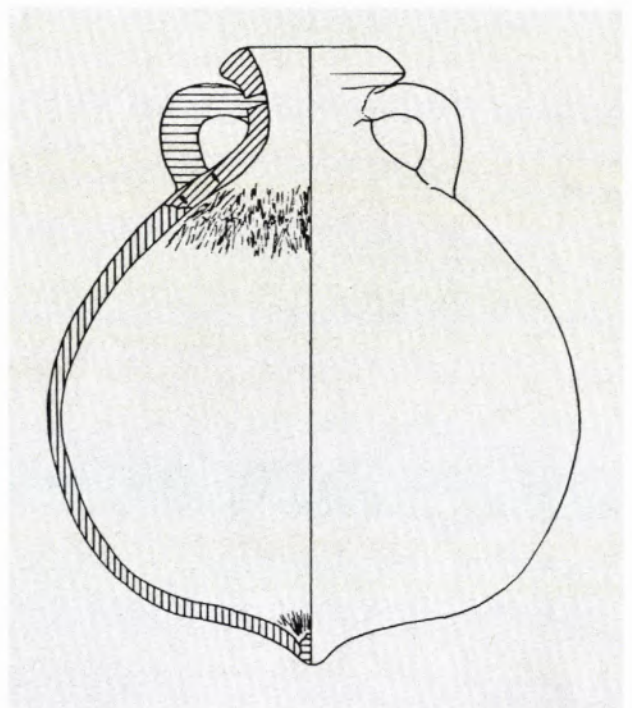
Wie bereits angedeutet, handelt es sich bei den römischen Amphoren um Transportgefäße, die samt Inhalt über weite Strecken hinweg verhandelt wurden. Bereits Dressel hat bei seinen Forschungen am stadtrömischen Fundmaterial die Formenvielfalt dieser Behältnisse zusammengestellt (Abb. 2). Kennzeichnend für alle Amphorentypen sind die beiden mehr oder weniger großen Henkel, die allesamt am Rand oder nur wenig darunter ansetzen und auf der Gefäßschulter enden. Es lassen sich zwei grundsätzliche Typenunterschiede finden: Der Gefäßkörper läuft bei den meisten Amphoren in einer Spitze aus; diese Stücke konnten also nicht selbstständig stehen und mußten daher entweder in eine Hängevorrichtung eingestellt oder aber in den Boden eingegraben werden. Nur ein kleiner Teil der Amphoren (Abb. 2, 28.29.31) besitzt dagegen einen Standbo-

4 IN DEN BODEN eingegrabene Amphoren.



den. Es ist deshalb auch möglich, diese Formen als Standamphoren anzusprechen.

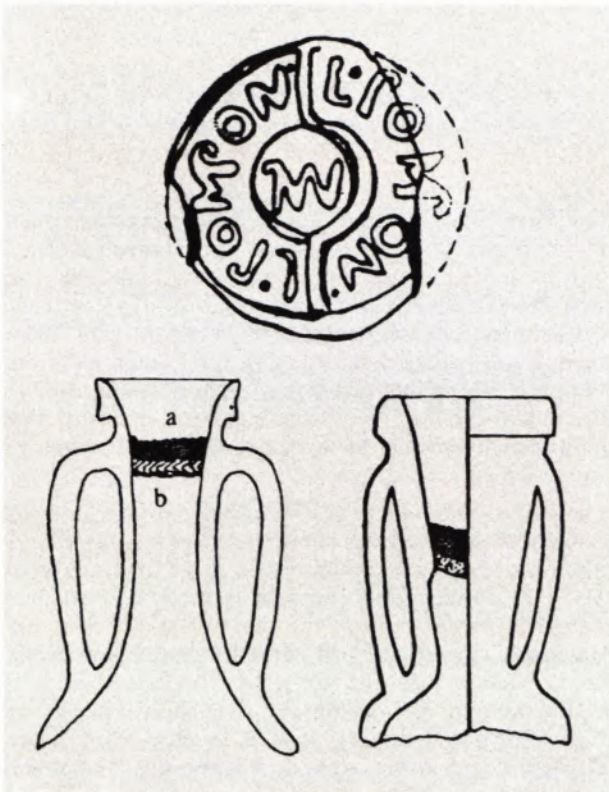
Alle genannten Formen waren aus Ton hergestellt, wobei einzelne Teile des jeweiligen Gefäßes auf der Töpferscheibe vorgefertigt und Hals- und Fußteil später ergänzt wurden. An einer in Bad Wimpfen gefundenen Amphore des Typus Dressel 20 (Abb. 2, 20) ließ sich aufgrund genauer Beobachtungen an den vorhandenen Scherben der Herstellungsprozeß sehr gut rekonstruieren. Hier waren Hals und Körper der Amphore auf der Töpferscheibe gedreht, wobei der Behältnisteil mit dem Fuß nach oben gearbeitet wurde. Die Arbeitsöffnung wurde zum Schluß mit einem Tonpfropfen geschlossen. Sehr schön lassen sich im Innern die Verschmierspuren von Töpferhand erkennen. Die Fuge zwischen Hals und Körper ist offenbar mit einem Glättinstrument verstrichen worden. Schließlich wurden die beiden seitlichen Henkel in den Gefäßkörper eingezapft. Der Durchmesser der Randöffnung besitzt bei den einzelnen Gefäßtypen eine unterschiedliche Größe. Offenbar



5 HERSTELLUNGSVORGANG, der an einer Amphore aus Bad Wimpfen im Tal sichtbar wird.

hängt dies davon ab, für welchen Inhalt die jeweilige Amphore gedacht war. Dies dürfte auch bei der Größe des gesamten Gefäßkörpers eine Rolle gespielt haben.

Beim Transport war die Halsöffnung verschlossen. Dies erfolgte durch scheibenförmige Tonplatten, die oftmals eine Aufschrift tragen. Kleine, innen hohle und zapfenförmige Tongegenstände, die früher ebenfalls als Verschlussteile der Amphorenmündung angesehen wurden, dienten offensichtlich der Öffnung dieses scheibenförmigen Verschlusses: Man hat in den Hohlraum brennbares Material eingefüllt (Zunder, Stoffetzen u. dgl.), dieses in Brand gesetzt und den oftmals als *amphoriscos* bezeichneten, hohlen Tongegenstand mit der Öffnung nach unten auf die Scheibe gesetzt. Durch den verbrennenden Sauerstoff entstand im Innern ein Vakuum, so daß der Zapfen fest an der Verschlusscheibe haftete. Nun konnte man sie mit einem Ruck aus der



6 VERSCHLUSSTECHNIK einer Amphore (unten) und Verschlusscheibe mit Inschrift (oben).



7 VERFAHREN zum Öffnen eines Amphorenverschlusses.

8 TÖPFEROFEN für Amphoren, Puerto Real, Provinz Cadiz, Spanien.



Amphorenmündung entfernen und den Inhalt in andere Gefäße umfüllen.

Sowohl diese „Öffner“ als auch die Amphoren wurden in Töpfereien mit großen Brennöfen hergestellt, die in der Nähe des Landgutes lagen, auf dem der Inhalt – etwa Öl – hergestellt wurde. Entlang des Flusses Guadalquivir in Südspanien (Andalusien) hat man zahlreiche solcher Töpferöfen gefunden.

Die Amphorenform unterlag einer typologischen Veränderung im Laufe der Jahrhunderte. So kommen die Stücke der Form Dressel 1 (Abb. 2, 1) vor allem in den spätkeltischen Siedlungen unseres Landes vor. Zahlreiche Exemplare wurden etwa in dem spätkeltischen Oppidum Altenburg-Rheinau am Hochrhein gefunden, aber auch noch in den frühromischen Militärplätzen unseres Landes, wie im vor wenigen Jahren entdeckten Legionslager Dangstetten (in den Jahren 15 bis 8 v. Chr. besetzt), fand sich dieser Amphorentypus. Gerade in den augusteischen Kastellen am Rhein stellen die Formen Dressel 2–5 (Abb. 2, 2–5) die Masse der römischen Amphoren dar. Die Formen Dressel 7–9 (Abb. 2, 7–9) sind charakteristisch für die Kastellplätze der claudischen Zeit, also etwa für das 2. und 3. Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. Die dominierenden Amphorenformen während des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. in den Limeskastellen und in den zivilen Siedlungen in Baden-Württemberg sind die Amphoren Dressel 20 und Dressel 30 (Abb. 2, 20,30).

Herkunft und Inhalt

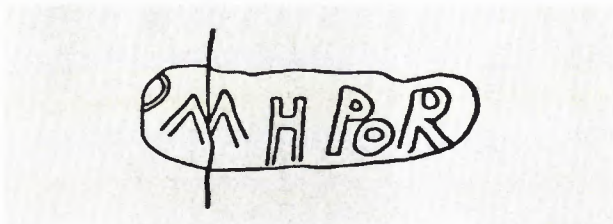
Bei einigen Amphorentypen kann mit Sicherheit angegeben werden, aus welchen Ursprungsländern sie stammen. Andere haben bisher noch keine Anhaltspunkte geliefert und sind nur vermutungsweise zuzuordnen.

Die frühen Amphorenformen Dressel 1 und 2–5 wurden in Süditalien hergestellt. Dies konnte zum einen durch die zahlreich erhaltenen Amphorenaufschriften, die u. a. einen *vinum Surrentinum*, also einen Wein aus Sorrent am Golf von Neapel, nennen, festgestellt werden. Zum anderen ergaben mineralogische Untersuchungen am Scherbenmaterial einzelner Stücke dieser Form, daß ein mit vulkanischem Steinmaterial des Vesuvs angereicherter Ton bei der Herstellung Verwendung fand.



9 HERSTELLUNGSZENTREN der Ölamphoren Form Dressel 20 in Spanien.

- 10 STEMPEL des Gaius Antonius Quietus aus Rottweil.
- 11 AMPHORENSTEMPEL des Ortes Acirgi aus Öhringen.
- 12 STEMPEL mit P(. . .)M(. . .)HE(. . .)POR(tus) auf einer Amphore aus Rottweil.



Bereits die Formen Dressel 7–9 stammen aber aus Spanien. Sie enthielten wohl zur Hauptsache Fischsaucen und Öl. Die Form Dressel 20 stellt dann für lange Zeit die typische spanische Ölamphore dar. Aus Südfrankreich stammt möglicherweise die Amphorenform Dressel 30, die wohl in erster Linie Wein, aber auch Öl enthielt.

Die Herstellungszentren der dickbauchigen spanischen Ölamphoren sind durch neuere Forschungen ziemlich gut bekannt: Entlang dem mittleren und unteren Flußlauf des Guadalquivir in Andalusien wurden zahlreiche Töpfereien festgestellt, die eine Unmenge von Scherbenmaterial geliefert haben. Von hier liegen auch umfangreiche Sammlungen von Amphorenstempeln vor, die uns in die Lage versetzen, einen in unserem Lande gefundenen gleichen Stempel mit einem in Spanien gefundenen zu vergleichen.

Die Handelswege der südspanischen Amphoren in die Nordwestprovinzen des römischen Reiches lassen sich aufgrund der Fundverteilung in etwa nachzeichnen. Von der Mündung des Guadalquivir ins Meer ab bietet sich der Wasserweg entlang der portugiesischen und französischen Atlantikküste und durch den Ärmelkanal an die Themse nach Britannien bzw. an den Rhein nach Germanien an. Hier konnten bisher allerdings nur wenige Schiffswracks aufgefunden werden. Ein zweiter Handelsweg bestand sicherlich über das Mittelmeer entlang der spanischen und südfranzösischen Mittelmeerküste bis Marseille, dem antiken Massilia, und weiter die Rhône aufwärts. Es folgte ein kurzes Stück Landtransport bis zum Rhein, über den die römischen Truppenbasen auch an Rhein und Neckar sowie die Zivilsiedlungen des Limeshinterlandes beliefert wurden. Gerade vor den Mittelmeerküsten wurden zahlreiche Schiffswracks entdeckt, in denen durch die Unterwasserarchäologie römische Amphoren geborgen wurden.

Amphorenstempel

In vielen Fällen besaßen die Amphoren einen Stempelaufdruck, der vor dem Brennen in den noch weichen Ton eingedrückt wurde. Die Amphorenstempel waren vor allem auf den Henkeln angebracht. Hier konnte der Abdruck nach Fertigstellung des Gefäßes am schnellsten erfolgen. Oft befindet sich die Stempelmarke auch auf der Randlippe oder der Gefäßschulter. Seltener begegnet er auf dem Bauch oder am Standzapfen. Die Stempelung erfolgte in der für die römische Zeit typischen Form des aus drei Teilen bestehenden Namens (*tria nomina*). So lautet ein aus Rottweil vorliegender Amphorenstempel G(ai) ANT(oni) QVIETI. Der Besitzer des in der Amphore verhandelten Gutes, in diesem Falle Öl, hieß also Gaius Antonius Quietus. Die Angabe im Stempel erfolgte im Genetiv, weil damit der Besitzer des Inhalts angedeutet werden sollte. Bei einigen Stempeln handelt es sich um Kennmarken der Töpfereien, wie das Beispiel eines Abdruckes auf einem Amphorenhenkel aus dem Bürgkastell von Öhringen zeigt. Das Stempelformular ist zu ergänzen zu (Figlina) ACIRG(iense), d. h. Töpferei des Ortes Acirgi. Wieder andere Stempel nennen den Namen eines Sammel- und Lagerplatzes (PORTVS) etwa in der Form PORTVS ODVCIA, ein Ort, der in römischer Zeit zwischen Sevilla und Cordoba lag. Möglicherweise bedeutet Portus auch Zollstelle, so daß ein Amphorenstempel aus Rottweil als P(. . .) M(. . .) HE(. . .) POR(tus), d. h. als Zollstelle des P() M() HE() zu lesen ist.

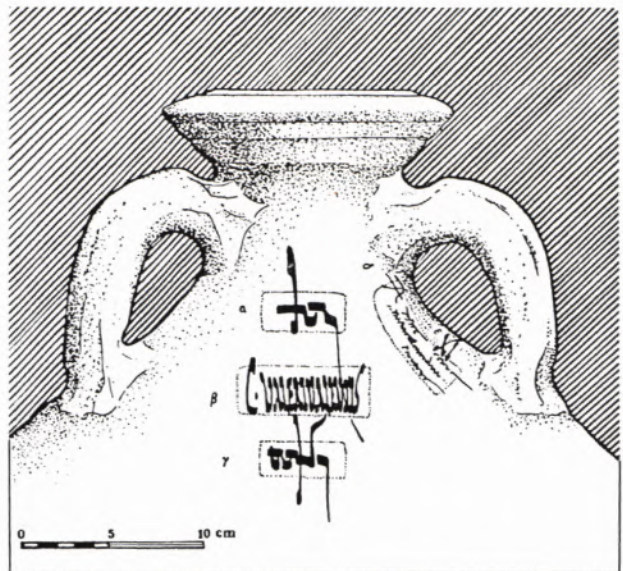
Gerade die Auswertung des Stempelmaterials ermöglicht es nun, ganze Familienbetriebe zu rekonstruieren, die Vererbung eines Landgutes oder aber die Geschichte und wirtschaftliche Entwicklung einer Töpferei über mehrere Generationen hinweg zu verfolgen und darüber hinaus auch den staatlichen Einfluß festzustellen. Denn es gibt einige Stempel, in denen Mitglieder der kaiserlichen Familie genannt sind; allerdings nur mit der Bezeichnung AVG oder AVGG, was Augusti oder Augustorum, also dem Kaiser (Augustus) gehörend bedeutet. So scheinen gerade diese Stempel darauf hinzuweisen, daß es bereits in der Antike von seiten des Staates marktpolitische Eingriffe beim Ölhandel gegeben hat. Die Versorgung Roms, Italiens und der Provinzen, die keine eigene Ölproduktion besaßen, mußte auch in schwierigen Zeiten – etwa durch kriegerische Unruhen oder machtpolitische Vorgänge hervorgerufen – sichergestellt sein. Das Öl spielte in der Antike eine herausragende Rolle in der Nahrungsmittelversorgung, aber auch als Brennstoff (Öllampen).

Amphorenaufschriften (*tituli picti*)

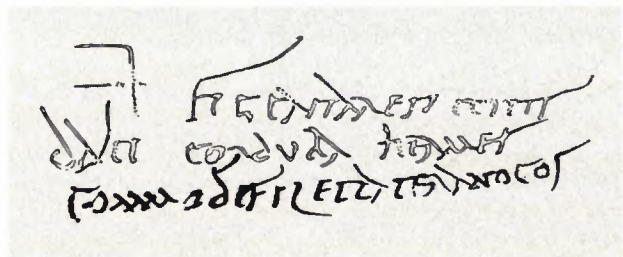
Vor allem der Gefäßkörper war für weitere Aufschriften, die mit Farbpinsel aufgetragen wurden, vorbehalten. Diese *tituli picti* genannten Pinselinschriften liefern nun sehr interessante Erkenntnisse über die Strukturen des römischen Handelssystems. Zunächst seien am Beispiel einer Ölampfore aus Südspanien die verschiedenen Bedeutungen der Aufschriften genannt. Für die einzelnen Angaben waren ganz bestimmte Plätze auf dem Amphorenkörper vorgesehen, so daß ein Händler oder auch Käufer mit einem Blick die ihn interessierenden Angaben erkennen konnte. Schon bei der Herstellung des Behälters wurden an diesen Stellen besondere Glättungen oder farbliche Bemalungen vorgenommen. Dadurch war die nachher erfolgende Beschriftung leichter anzubringen. Ein solcherart ausgespartes Feld nennt man *pistaccio*. Die Amphorenforschung hat den jeweiligen Standplätzen der Inschriften griechische Buchstaben zugeordnet. Bei Standort *α* wurde das Gewicht der leeren Amphore (etwa 30 kg) notiert. Bei *β* ein Name im Genitiv, der den Händler bezeichnet, bei *γ* stand die Gewichtsangabe des Öls (etwa 70 Liter) und bei *δ* eine Folge von mehreren Angaben, die als offizieller Verwaltungsvermerk (Zoll, Datum, Herkunft usw.) anzusehen sind. Schließlich erscheint unter *ε* noch eine Zahlenangabe.

Die Bedeutung dieser Amphorenaufschriften liegt darin begründet, daß sie in der Regel eine genaue Datierungsangabe enthalten. Diese Angabe erfolgt wiederum in der typisch römischen Form der Konsuldatierung, d. h. es wird nicht die Jahreszahl entsprechend unserem heutigen Kalender angegeben, sondern es werden die Namen der beiden Konsuln eines betreffenden Jahres genannt. Als Beispiel sei ein *titulus pictus* von Rom herangezogen. Hier kann man neben weiteren Angaben der staatlichen Verwaltung in der letzten Zeile die Namen der Konsuln des Jahres 154 n. Chr. erkennen: *Commodi Fil(io) et Laterano co(nsulibus)*, d. h. der Sohn des Commodus und Lateranus waren Konsuln. Dies bedeutet, daß die betreffende Amphore im Jahr 154 n. Chr. durch eine Stelle der öffentlichen Verwaltung gegangen sein muß, wo sie ihren Vermerk erhielt.

Da der Behälter wegen der Empfindlichkeit seines Inhalts nicht sehr lange gelagert werden konnte, erhalten wir dadurch eine Angabe über die Datierung einer be-



13 STELLEN für Pinselinschriften auf Amphoren.



14 PINSELINSCHRIFTEN mit der Angabe der Konsulnamen in der untersten Zeile.

stimmten Amphorenform sowie – wenn sich auf der Amphore ein Stempel befindet – über den zeitlichen Ansatz des betreffenden Stempels. Findet sich nun ein solchermaßen datierter Vergleichsstempel an einem römischen Siedlungsplatz in unserem Land, so können die mitgefundenen archäologischen Objekte ebenfalls ziemlich genau datiert werden. So gesehen sind also die Amphorenstempel ein genaues Datierungshilfsmittel, und es ist eine wichtige Aufgabe der archäologischen Forschung, exakte Datierungen angeben zu können.

Sehr zahlreich haben sich diese Aufschriften in Rom auf dem Monte Testaccio gefunden. Dieser südlich des Aventin gelegene Hügel mit einer Grundfläche von 100 × 250 m und einer Höhe von über 30 m besteht ausschließlich aus Amphorenscherben. Es handelt sich also um den Müllberg des antiken Rom. Seine Lage unmittelbar am Tiber verdeutlicht, daß hier die Handelsschiffe, welche das spanische Öl in Amphoren herant transportierten, anlandeten und gelöscht wurden. Nach Umfüllen des Amphoreninhalts in andere Behältnisse – wohl Fässer, Schläuche, kleinere Krüge – wurden die leeren Behälter auf diesen Schutthügel gebracht und dort abgelagert. Man kann daher in den Amphoren die „Einwegflaschen des Altertums“ sehen. Durch die teilweise unter Luftabschluß erfolgte jahrhundertelange Lagerung haben sich die empfindlichen Pinselaufschriften auf den Amphoren erhalten und sind für uns heute noch lesbar. Der Monte Testaccio stellt für die Amphorenforschung eine unerschöpfliche Quelle neuer Erkenntnisse dar, und es wird sicherlich noch Jahrzehnte dauern, bis wir einen wenigstens teilweise gülti-



15 OSTIA, Mosaik mit Handelsschiff, das Amphoren geladen hat.

gen Überblick über das dort gelagerte Amphorenmaterial mit Stempeln und *tituli picti* erhalten.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der Amphorenfunde aus Baden-Württemberg

Aus dem Dargestellten erhellt sich in eindrucksvoller Weise, welche wichtige Informationen von den Amphoren zu gewinnen sind. Es besteht daher die Notwendigkeit, das gesamte Material zu sichten, aufzunehmen und sorgfältig zu dokumentieren, um es für die archäologische Forschung auswerten zu können. Durch die vielen Grabungen, die die Abteilung Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg alljährlich durchführen muß, besteht die Möglichkeit, das aus den römischen Siedlungen stammende Amphorenmaterial schon während der Grabungen auszusondern und zur wissenschaftlichen Bearbeitung an die Außenstelle Karlsruhe abzugeben, wo die zentrale Sammelkartei geführt wird. Dadurch wird erreicht, daß zumindest jeweils das neueste Fundmaterial aufbereitet werden kann. Es ist geplant, das Material in Form eines Sammelwerks zu veröffentlichen und damit der Fachwelt zugänglich zu machen. Darüber hinaus erwarten wir wichtige Einzelergebnisse zu bestimmten Siedlungsplätzen zwischen Neckar und Hochrhein.

Methode

Am Beispiel des bereits bearbeiteten Amphorenmaterials aus dem römischen Rottweil sei im folgenden das methodische Vorgehen bei diesem Unternehmen darge-

16 BLEISTIFTABREIBUNG eines Stempels des Gaius Antonius Quietus aus Rottweil.



stellt: Aus den Amphorenfunden werden Stücke mit Stempeln, Pinselinschriften (*tituli picti*), eingeritzten Inschriften (*graffiti*) oder mit anderen charakteristischen Merkmalen ausgesondert und untersucht. Grundlage der Kartei ist dabei zunächst der am Objekt abgenommene Abrieb des Stempels: Der Amphorenhenkel wird im Bereich des Stempelabdruckes leicht angefeuchtet, dann legt man ein weiches Papier auf den Stempel, dessen Konturen mit Hilfe eines Bleistiftes auf das Papier durchgerieben werden. Der Stempelabrieb erhält eine eigene Nummer innerhalb des Karteischemas. Das Stück wird photographiert und beschrieben. Die notwendigen Angaben werden auf einem eigens zu diesem Zweck entworfenen Formblatt festgehalten. Zunächst wird die Kopie des umgezeichneten Stempels in dem hierfür vorgesehenen Feld aufgeklebt. Daneben werden Angaben mehr technischer Art notiert wie laufende Nummer, Fundort, Aufbewahrungsort sowie Inventarnummer eines Museums. Betont abgesetzt ist die Typenbezeichnung. Es folgen Angaben über den Stempelplatz auf der Amphore, Henkelform und Ton sowie nachfolgend die Angabe der Bestimmungsliteratur und eventuell vorhandene Sekundärliteratur. Bemerkungen zum archäologischen Befund, zur Datierung und zum Herkunftsort schließen sich an. Sonstigen Notizen ist die letzte Rubrik vorbehalten. Auf der Rückseite des Formblattes befindet sich das aufgeklebte Foto, dessen Negativ unter der laufenden Nummer des Fundortes abgelegt wird. Ähnliche Formblätter wurden auch für die *tituli picti* sowie die *graffiti* entworfen. Schließlich wird eine Gesamtliste eines Fundortes angelegt, die eine schnelle Auffindung eines gesuchten Stempels ermöglicht.

Die Sammlung der Stempelabriebe wird nach dem Alphabet des im Stempel genannten Namens sortiert, während die Stempel in der Gesamtübersichtsliste nach ihrer laufenden Nummer aufgelistet werden. Die Kartei ist somit von mehreren Fragestellungen aus zugänglich und gut zu handhaben.

Aus Rottweil konnten bisher 93 Amphoren mit inschriftlichen Angaben aufgenommen werden. Dies ist natürlich nur ein Teil des gesamten Amphorenmaterials, das aus dieser römischen Siedlung vorliegt, da ja nicht alle Amphoren gestempelt oder mit Inschriften

17 OSTIA, römischer Friedhof mit Amphorengräbern.



18 HADRIANSWALL, Nord-
england, Meilenkastell 79: Koch-
stelle mit Amphoren, die als Herd
dienten.



versehen waren. Immerhin gibt der Bestand einen sehr guten Überblick. Schon jetzt läßt sich festhalten, daß der überwiegende Teil der Rottweiler Amphoren von Exemplaren der Form Dressel 20 gebildet wird. Somit läßt sich auch für Rottweil, das antike Arae Flaviae, ein starker Bedarf an spanischem Öl nachweisen.

Die bisher vorliegenden Stempel befinden sich zu 80% auf Gefäßen dieses Typs, während die übrigen 20% der Stempel auf den Amphoren der Form Dressel 30 – der wohl aus Südfrankreich stammenden Weinamphore – angebracht sind. Es kommen noch einige spanische

Fischsaucen-Amphoren der Form Dressel 7–9 sowie wahrscheinlich afrikanische Amphoren, die ebenfalls Fischsaucen (*garum*) enthielten, hinzu. Die prozentuale Zusammensetzung des Gesamtmaterials ergibt: Dressel 20 = 60%; Dressel 30 = 20%; sonstige Amphorenformen = 20%. Man erkennt daraus das Übergewicht des spanischen Imports in Rottweil.

Lediglich drei Scherben mit *tituli picti* liegen aus Rottweil vor, deren Schrift aber so stark verblaßt ist, daß sie noch nicht gelesen werden konnten. Die vorhandenen Graffiti dürften alle erst dann auf den Amphoren aufgebracht worden sein, als diese bereits in der römischen Siedlung von Rottweil angekommen waren.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß die Amphorenbehälter nach der Entleerung nicht immer sofort weggeworfen wurden. Zahlreiche Beispiele lassen sich finden, wo Amphoren eine Zweitverwendung erfahren haben. So konnten Amphorenscherben in einem Kleinkastell des nordenglischen Limes (Hadrians Wall) in der Verwendung als Kochtöpfe aufgefunden werden. In der antiken Hafenstadt Ostia, westlich von Rom, können noch heute Gräber besichtigt werden, bei denen man die Toten nach ihrer Verbrennung in Amphoren bestattet hat.

Insgesamt ergibt sich für die archäologische Forschung eine Fülle von Einzelaussagen, welche aus dem Amphorenmaterial zu gewinnen sind, so daß eine intensive Beschäftigung mit dieser Fundgattung unumgänglich notwendig ist.

Dr. Egon Schallmayer
LDA · Bodendenkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1

Gertrud Christoph: Der Urpharer Meister in Freudenberg, Main-Tauber-Kreis

Der folgende Beitrag ist Nebenprodukt der Erfassung und wissenschaftlichen Katalogisierung der mittelalterlichen Wandmalereien, vornehmlich des badischen Landesteiles, die im Auftrag des Landesdenkmalamtes durchgeführt wurde. Der Aufsatz faßt erstmals eine Werkstattgruppe zusammen, die bislang nicht so deutlich als Einheit gesehen wurde.

1965 wurden in der Friedhofskapelle St. Laurentius in Freudenberg von Restaurator Schulz-Graefe Wandmalereien verschiedener Schichten aufgedeckt. Davon weisen die leider nur teilweise erhaltenen Malereien an der Nord- und Ostwand des Langhauses verschiedene Eigentümlichkeiten auf, die es leichtmachen, sie mit den Werken des Urpharer Meisters in Oberschüpf, Stadt Boxberg, und Urphar, Stadt Wertheim, beide Main-Tauber-Kreis, in Zusammenhang zu bringen. Das gleichfalls dem Urpharer Meister zugeschriebene Apsisbild in Dertingen, Stadt Wertheim, ist wohl ein Frühwerk und thematisch nicht mit den Freudenberger Malereien zu vergleichen.

Von den Freudenberger Malereien ist erhalten: Die Scheidung von Tag und Nacht, die Erschaffung der Eva, die Vertreibung aus dem Paradies, und, als Rest vielleicht, das Treffen Abrahams und Melchisedechs. Zwei Szenen – die Verkündigung an Maria und die Geburt Christi – aus der Kindheit Jesu sind erhalten, dazu

kommen Szenen der Passion: Christus am Ölberg, Christus vor Pilatus (Rest), Geißelung (Rest) und, auf der anschließenden Ostwand, die Grablegung und die Auferstehung. Die Szenenfolgen werden unterbrochen von der riesigen Gestalt des Christophorus und des Seelenwägers Michael.

Bei diesen Malereien des Urpharer Meisters fällt stilistisch vor allem die immer wiederkehrende, für diesen Meister typische Faltenzeichnung auf. Die „Lieblingsfalte“ des Urpharer Meisters (Abb. 1 u. 2), zwei mit ihrer Längsseite zusammengelegte, ungleichmäßige Dreiecke, kommt besonders vorne an Mantelöffnungen vor, hier in Freudenberg z. B. beim Engel der Verkündigung an Maria und bei Michael (hier mit einem Lilienmuster verziert). Wir finden diese Falte wieder in Oberschüpf, z. B. bei der Anbetung der Könige, und in Urphar bei dem Schergen der Kreuztragung und wieder bei Michael. Öfter kommt die in dieser Zeit auch sonst sehr beliebte, nach oben ausgerichtete Wellenfalte vor, vgl. Mi-

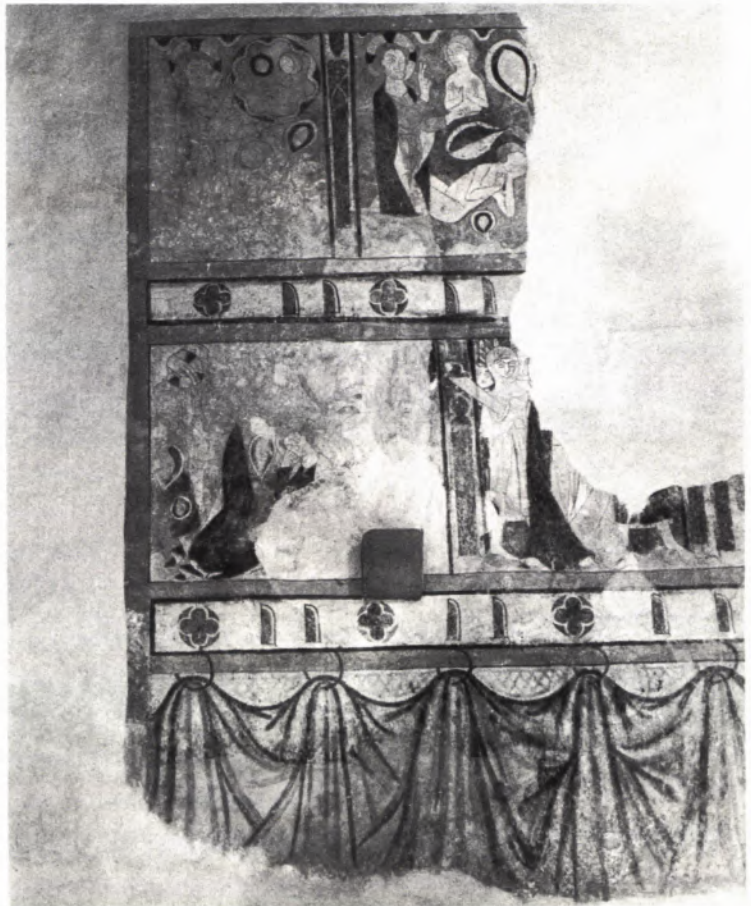
1 FREUDENBERG. *Michael mit der Seelenwaage in der heutigen Friedhofskirche (Langhausnordwand).*



2 URPHAR. *Michael mit der Seelenwaage in der evangelischen Kirche.*



3 FREUDENBERG. *Erschaffung der Eva und Reste der Ölbergszene und der Gefangennahme Christi (westl. Langhausnordwand).*



chael und Maria der Verkündigung in Freudenberg mit dem Mantelsaum des Christus in der Mandorla und, nicht ganz so klar, die Mantelsäume des Michael und der drei Gestalten bei der Kreuzigung in Urphar. Dazu kommt die Herzfalte, in Freudenberg z. B. bei der Ver-

kündigung an Maria, und, ganz ausgeprägt, bei der Geburt Christi; in Oberschüpf ebenfalls bei der Geburt Christi, bei der Anbetung der Könige und bei der Flucht nach Ägypten; in Urphar bei der Vorhangmalerei in der Apsis (ergänzt). Typisch ist auch die Dreivier-

4 OBERSCHÜPF. *Erschaffung des Lichtes und der Finsternis, Erschaffung der Eva und Sündenfall.*





5 FREUDENBERG. *Christophorus, Vertreibung aus dem Paradies und Rest der Geißelung.*

6 OBERSCHÜPF. *Rest der Verkündigung, Geburt Christi, Geißelung und Kreuztragung.*

7 URPHAR. *Kreuztragung (Dreiecksfalte am Gewand des Schergen!).*

tellänge der Gewänder bei den Engeln und den Männern, außer bei Christus, und die spitz zulaufenden Schuhe. Sehr vergleichlich ist auch die Zeichnung der Flügel, bei denen oben von einem wolkenartigen Gebilde lange, wie aus Schuppen zusammengesetzte

Schwungfedern ausgehen, in Urphar z.B. bei Michael (Langhaus) und bei den Evangelistensymbolen (Apsis). Beim Michael in Freudenberg wird jeder einzelnen Schuppe ein dunkler, kürzerer Mittelstrich hinzugefügt, so daß die Flügel ornamentaler und steifer wirken.



8 URPHAR. Kreuzigung (vgl. Ornament oben mit Ornament an der Ostwand von Freudenberg Abb. 5).



9 URPHAR. Grablegung.

Auch die eine Marmorierung darstellende Steinmalerei, z. B. bei den gemalten Särgen an allen drei Orten, ist unverwechselbar. Oberschüpf und Freudenberg haben – im Gegensatz zu Urphar – eine senkrechte Szenentrennung; an beiden Orten finden wir am oberen Bild-



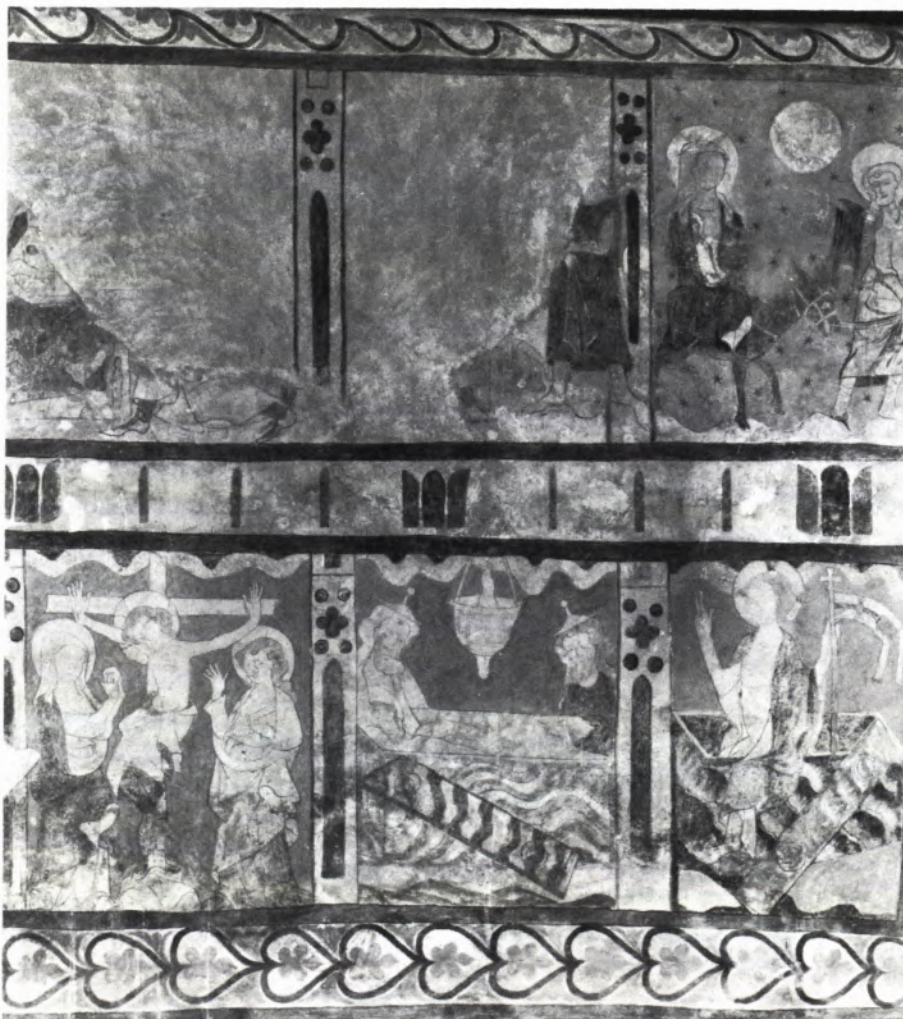
rand stark stilisierte Wolken, die wie Tropfen von oben herunterhängen. In Freudenberg und Urphar ist das über der oberen Szenenreihe sich befindende Abschlußornament fast identisch, doch fehlen in Freudenberg die in Urphar vorhandenen blauen Blüten. Das die beiden Bildreihen trennende und das sich unter den Darstellungen hinziehende Ornament in Freudenberg ist dem die Szenenreihe trennenden Ornament in Oberschüpf sehr ähnlich. Die Szenen in Freudenberg sind denen in Oberschüpf vergleichbarer als denen in Urphar. Große Ähnlichkeit haben die Marien aus jeweils der Verkündigung in Freudenberg und Oberschüpf, doch drückt die Haupthaltung der Maria in Freudenberg sehr viel mehr Überraschung (Gefühl) aus, als die Darstellung in Oberschüpf. Fast wörtlich übereinstimmen, soweit erhalten, die Geburtsbilder in Freudenberg und Oberschüpf, nur der Platz von Ochs und Esel ist vertauscht und in Oberschüpf ergreift Maria die Hand des Kindes. Vergleichbar in Freudenberg und Urphar ist die Darstellung des Christophorus und des Michael. Die Malerei in Freudenberg ist aber etwas starrer als die von Urphar, z. B. sitzt bzw. schwebt das Christuskind unrealistisch auf zwei Fingern der linken Hand des Christophorus in Freudenberg. Ikonographisch vergleichlich ist an beiden Orten das Mißverständnis bei der Darstellung der Seelenwaage Michaels, bei der kleine Teufelchen sich an den höheren Korb hängen, um diesen nach unten zu ziehen. Der Meister malte also die bösen Seelen nach den Worten „gewogen und zu leicht befunden“ in den höheren Korb, die Teufel aber wollen ihn nach unten, also eigentlich auf die gute Seite ziehen. (Sehr oft wurden die bösen Seelen in der unteren Waagschale dargestellt, denn „die bösen Taten wiegen schwer“.)

Dargestellt, und in Resten an der Nord- und Ostwand erhalten, ist im Langhaus von Freudenberg die Schöpfungsgeschichte, die Jugend und die Passion Christi, unterbrochen von der großen Gestalt des Christophorus und des Seelenwägers Michael. In Oberschüpf waren dieselben Themen abgebildet, doch fand man von Christophorus nur wenige Spuren an der östlichen Nordwand (heute zugetüncht), Michael fehlt dort (verloren?). In Urphar sind auf die Südwand nur Passions-szenen, dazu Christophorus, Michael und der Kirchenpatron Jakobus der Ältere gemalt. Die Apsismalerei in Oberschüpf und Urphar, Christus und die vier Evangelistensymbole, entfiel in Freudenberg, da hier die Apsis bereits seit 1210/20 bemalt war. Im ganzen muß man sagen, daß die Malereien von Oberschüpf und Freudenberg etwas steifer sind als die von Urphar, wobei die Freudenberger Malereien mehr das Gefühl der dargestellten Personen auszudrücken vermögen, weshalb die Oberschüpf Malereien wohl das früheste dieser drei Werke des Urpharer Meisters sind. Diese Malereien entstanden wahrscheinlich kurz nach 1290. Danach, wohl um 1295, entstanden die Malereien von Freudenberg, und schließlich, 1297 datierbar, die von Urphar, die wohl als die ausgereifteste Schöpfung dieses Meisters zu betrachten sind.

*Dr. Gertrud Christoph
Im Speitel 1
7500 Karlsruhe-Grötzingen*



10 FREUDENBERG. *Oben: Verkündigung an Maria, Geburt Christi (vgl. Oberschüpf); unten: Grablegung und Auferstehung Christi (nördl. Ostwand).*



11 OBERSCHÜPF. *Oben rechts: Flucht nach Ägypten; unten: Kreuzigung (vgl. Urphar), Grablegung und Auferstehung (beides vgl. Freudenberg).*

Peter Marzolff: Grabungen in St. Michael auf dem Heiligenberg bei Heidelberg

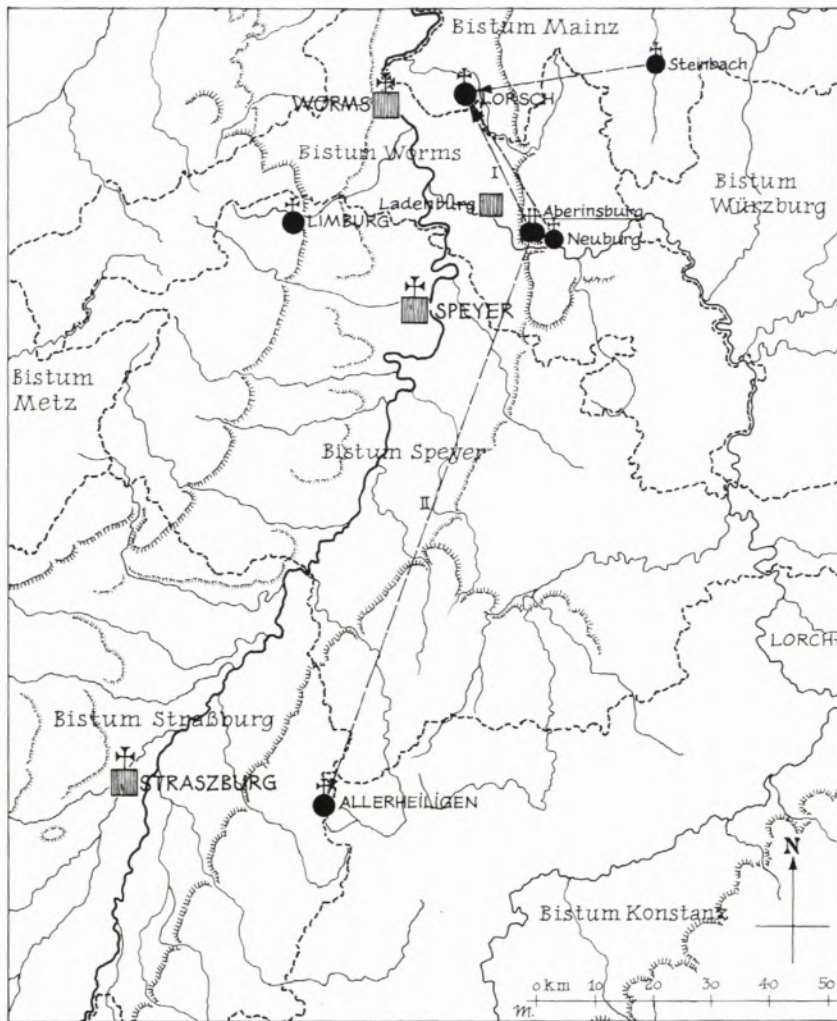
Es sind fünf Jahre her, daß in dieser Zeitschrift (6, 1977, 34) ein Notruf zur Lage des bedeutendsten Baudenkmales auf dem Heiligenberg erging. Seitdem hat sich das Blatt gewendet. Die von der Eigentümerin, nämlich der Stadt Heidelberg bereits 1969 begonnene Wiederherstellung der Türme wurde 1978 neu in Angriff genommen, und in Anbetracht dessen, daß die endgültige Rettung und Neupräsentierung der ausgedehnten Ruine und ihrer Umgebung von der Stadt mit Hilfe staatlicher Regelzuschüsse nicht zu leisten war, hat das Land Baden-Württemberg 1980 im Rahmen eines denkmalpflegerischen Schwerpunktprogrammes den finanziellen Hauptanteil an dem Vorhaben übernommen; dank der (seit 1972 bestehenden) Heidelberger 'Schutzgemeinschaft Heiligenberg' konnte es an Resonanz in der Öffentlichkeit nicht fehlen.

Da man bei der Sanierung der Turmfundamente überraschenderweise auf ältere Gräber und Mauerreste gestoßen war, durften alle in den Untergrund eingreifenden weiteren Baumaßnahmen nicht ohne eine regelmäßig vorweggehende archäologische Untersuchung desselben geschehen. Und da die Sicherungsarbeiten sich nicht auf ein Präparieren unzusammenhängender Mauerreste beschränken sollten, sondern gewisse Ergänzungen, ja Wiederaufrichtungen einschlossen, waren auch die originalen Baureste der bestehenden Anlage zu untersuchen und mit dem Befund älterer Grabungen – soweit dokumentiert – zu vergleichen. Es ist zur Erklärung dessen zu bemerken, daß noch zu Ende des 19. Jahrhunderts der Baubestand sehr viel vollständiger war und seitdem schon mancherlei, wenn auch zum Teil unsachgemäße, wenn nicht irreführende Ergänzungen vorgenommen worden waren. Unzureichende Pflege und Beaufsichtigung und infolgedessen auch mutwillige Zerstörung hatten allmählich manche Teile der Anlage, namentlich das westwärts sich erstreckende sog. Paradies, zu formlosen abschüssigen Trümmerhaufen werden lassen, aus denen kein räumlicher Zusammenhang mehr herauszulesen war. Das Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, Referat Mittelalter-Archäologie, hat nun die Untersuchungen an das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Heidelberger Universität delegiert, welches sie im Rahmen seiner Lehrgrabungen betreibt. Nach vorausgegangener Neuvermessung der gesamten Anlage wurde im Frühjahr und Sommer 1980 gegraben, dann im Frühjahr und Sommer 1981, zusammen 9½ Wochen; eine weitere Grabung ist im Sommer 1982 vorgesehen. Dankbar hat das Institut die stetige organisatorische Hilfe der Heidelberger Stadtverwaltung sowie des Staatl. Forstamts Heidelberg hervorzuheben, welche uns das Arbeiten an diesem exponierten Platz sehr erleichterten. Wichtig war uns zu-

dem die Beratung durch die Archäologische Abteilung des Kurpfälzischen Museums. Jeweils anschließend an die Grabung wurden die wichtigsten raumbildenden Teile des 'Paradieses' gesichert und bis zu einer Höhe ergänzt, die aufgrund der alten und neuen Beobachtungen zu verantworten war, dann die Westkrypta der Kirche wieder eingewölbt, so daß wieder ein geschlossener Raum in dem Ruinenkomplex zur Verfügung stand, und zunächst das nördliche Treppenhaus derselben fast ganz neu hergestellt. Dem von der Stadt mit der Wiederherstellung beauftragten Architekten B. Burger verdanken wir eine reibungslose Zusammenarbeit und hierbei auch zahlreiche Beobachtungen und Funde, die mit zu den neuen Untersuchungsergebnissen beitragen.

Der rund 440 m Meereshöhe erreichende Heiligenberg bildet einen Torpfeiler des Buntsandstein-Odenwaldes über dem Austritt des Neckars in das fruchtbare Tiefland des Lobdengaus. Durch einen Einschnitt vom eigentlichen Gebirge getrennt, ist er nach allen Seiten gut zu verteidigen. Zu der gegenüberliegenden Stadt Heidelberg samt Schloß gibt es keine historischen Beziehungen, wohl aber zu den am Fuße gelegenen, älteren Siedlungen Handschuhsheim und Neuenheim bzw. der ebenda gelegenen antiken Brückenkopfsiedlung. Der Berg heißt eigentlich Aberinsberg (so zuerst 875), der befestigte Bereich auf ihm dementsprechend Aberinsburg (882). Der im späteren Mittelalter aufgekommene Name Allerheiligenberg – verkürzt Heiligenberg – ist von den hier bestandenen Klöstern St. Michael und SS. Stephan und Laurentius abgeleitet, welche bis 1244 zur Abtei Lorsch, dann aber zu Allerheiligen im Schwarzwald gehörten; ein dritter Ableger Lorsch's war das unweit gelegene Kloster Neuburg im Neckartal.

Die ungewöhnliche Häufung vorgeschichtlicher, antiker und mittelalterlicher Altertümer auf dem Berg hat schon seit langem ernsthafte und weniger ernsthafte Forscher beschäftigt, und die volkstümliche Phantasie hat das ihre hinzuerfunden. Es wurde wiederholt und an verschiedenen Stellen gegraben, doch stand die Größe des Gesamtobjektes einem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang der Untersuchungen stets entgegen; so ist, um nur ein ungelöstes Problem zu nennen, das Alter, ja sogar die Zeiteinheitlichkeit des umfangreichen und komplizierten – im allgemeinen als keltisches Werk der Späteren Eisenzeit angesehenen – Ringwallsystemes durchaus nicht gesichert. Während an den Wällen und auf den ebenen Flächen hauptsächlich Prähistoriker sich bemühten, war der Hauptgipfel mit St. Michael meist das Ziel von Architekten. Deren Interesse galt der Freilegung und Untersuchung der bedeutenden früh-salischen Klosteranlage des Lorsch'schen Abtes Reginbald (1018–1033) bzw. der spät-karolingischen



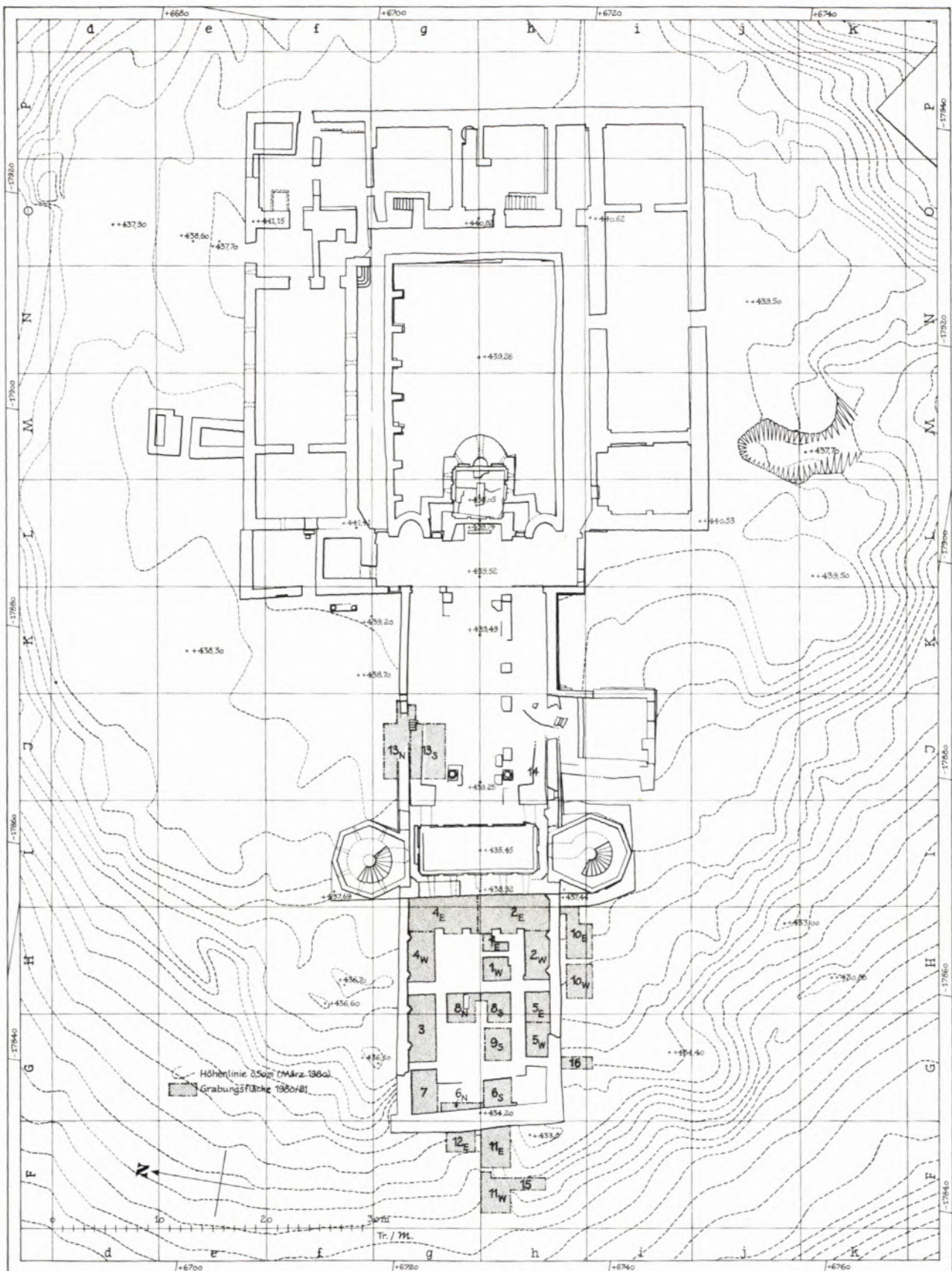
1 LAGE DES ABERINSBERGS/
Allerheiligenbergs im nördlichen Ober-
rheinraum.

Vorgängerkirche des Abtes Thiotroch (863–875). Der erste am Platze war W. Schleuning, welcher 1886 den eigentlichen Kirchenbau erforschte und in demselben neben Bestandteilen des hochmittelalterlichen auch solche des älteren Baues erkannte; seine Dokumentation des Baubestandes, vorgelegt in: Die Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (1887), ist wegen der folgenden Einbußen für uns noch heute von größtem Wert. 1908–10 wurden von M. Wippermann die Klausur und bereits ein Teil des 'Paradieses' freigelegt. Am längsten und intensivsten beschäftigte sich C. Koch mit der Klosteranlage. Er arbeitete 1912–14, 1921 und 1932 in der Klausur und deren Anbauten, erneut in der Kirche und vor allem im westlichsten Abschnitt der Anlage, eben in dem sog. Paradies. Seine Berichte in: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden VIII, 2 (1913), 507 ff. – Bad. Fundberichte 16, 1940, 84 ff. sowie seine (unveröffentlichten) unmittelbaren Aufzeichnungen sind ihrerseits als eine Grundlage der Wiederherstellungsarbeit unentbehrlich. Von einer weiteren Grabungsphase, die vermutlich Anfang dieses Jahrhunderts im westlichen Kirchenlanghaus wahrlich verheerend gewirkt hat (aber durch die bis 1981 vorhandenen schlechten Westkryptatreppen kaschiert war), sind genaue Zeit und Urheber unbekannt; vielleicht besteht Zusammenhang mit einer 1907 neben der Kirche unternommenen Probegrabung, wobei man „Trümmer des Merkurtempels . . . zu finden“ versuchte.

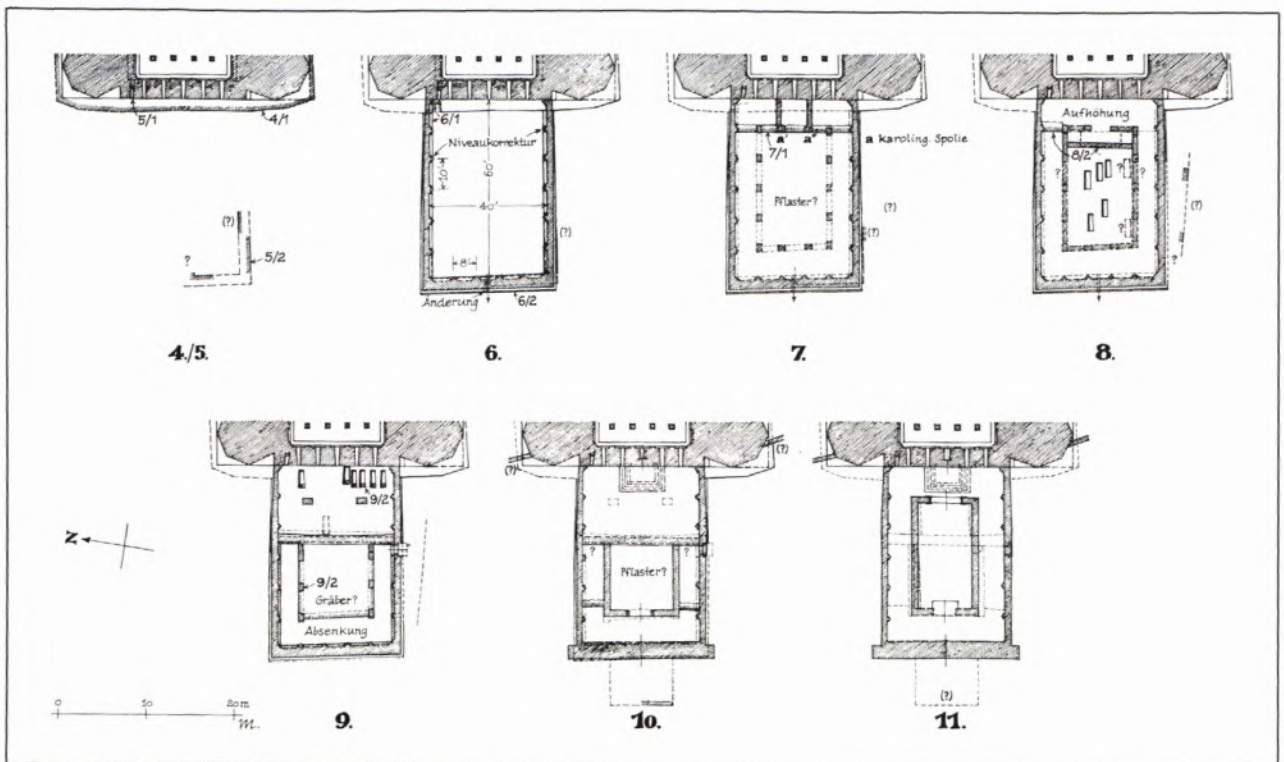
Wie gesagt, sind beide Klöster auf dem Berg nie selbstständig gewesen, sondern haben stets, bis zu ihrer Auf-

gabe im 16. Jahrhundert, nur den Rang von Propsteien, d. h. Nebenklöstern der rund 35 km entfernten Benediktinerabtei Lorsch bzw. der Prämonstratenserabtei Allerheiligen besessen (Abb. 1). Um so bemerkenswerter ist ihre architektonische Ausbildung: dies gilt insbesondere von St. Michael, dessen auf gut 95 m Länge streng axial entwickelte Gesamtanlage (Abb. 2) und einst weithin sichtbares, türmelankiertes Westwerk in der romanischen Klosterarchitektur einzigartig sind; eine vereinfachte, verkleinerte Wiederholung bietet, doch ohne geschichtliche Verbindung, allein das frühstaufige Lorch in Württemberg. Daß auch schon der Bau des 9. Jahrhunderts – errichtet, noch bevor Lorsch den Berg voll zu eigen besaß – bedeutend mehr als eine einfache Kapelle war, gilt seit Schleuning als sicher. Wie andernorts, so kann schließlich auch hier der Michaelstitel eines christlichen Kultbaus in Gipfellage auf eine vorchristliche Kulttradition hinweisen; ein weiteres mögliches Indiz ist der Jahrmarkt, der bis in das Spätmittelalter hinein auf unserem Gipfel abgehalten wurde.

Abgesehen von den mittelalterlichen Beständen waren bislang auf dem burgartig innerhalb des Befestigungssystemes abgesonderten Hauptgipfel schon verschiedene „bronzezeitliche“ und „eisenzeitliche“ Siedelstellen festgestellt worden, ferner als verstreutes Material „jungsteinzeitliche und spätere“ Gefäßscherben sowie römische Ziegel; desgleichen fand sich unter dem südseitigen 'Querwall' prähistorisches, vor demselben abermals prähistorisches sowie besonders viel römisches Material. 1978–80 fand B. Heukemes im Untergrund



2 ST. MICHAEL AUF DEM HEILIGENBERG. Übersicht über die Grabungsflächen.



3 ENTWICKLUNG DES „PARADIESES“.

des Südturmes der Kirche reichlich römische Gefäßscherben und Ziegel, sodann als Streufunde keltische und römische Metallsachen.

Ein Problem für sich sind die gehäuft in St. Michael, aber auch in SS. Stephan und Laurentius und an anderen Stellen des Ringwallareales aufgefundenen großen und kleinen Architekturteile, Götterbilder, Inschriftblöcke der Römerzeit. Sind es Stücke aus der (gut 335 m tiefer gelegenen) Siedlung zu Neuenheim, die man im Mittelalter, zwecks Wiederverwendung, hierherauf verbracht hätte, wo doch Baumaterial leicht und reichlich zu haben war? Bei einigem dürfte diese Annahme aus bestimmten Gründen zutreffen. Vor allem die zahlreichen, z. T. mit dem Hinweis auf ein zugehöriges Bauwerk versehenen Kultmäler des Jupiter, dann des keltischen (Visucius-) und des vielleicht germanischen (Cimbrianus-)Mercur hingegen stellen einen Komplex besonderer Art dar, welcher schwerlich aus Neuenheim zusammengesetzt sein wird.

Unser kurzer Bericht bringt die hauptsächlichen Ergebnisse der 1980–81 im westlichen Kirchenlanghaus sowie innerhalb und außerhalb des 'Paradieses' durchgeführten Grabungen und Bauuntersuchungen (Abb. 3–9) natürlich mit dem Vorbehalt, daß kommende Untersuchungen sie ergänzen oder korrigieren können.

Zuvor einige Worte zu den Umständen von Grabung und Bauuntersuchung. Eine flächig durchgehende Schichtenfolge kommt in Hanglage von vornherein schwer zustande, ist uns hier aber auch aus anderen Ursachen nicht erhalten. Die größte Unterbrechung stellt der tief ausgeschachtete Hohlraum der westlichen Kirchenkrypta dar, welcher die Schichten der eigentlichen Gipfelkuppe und die des Westhanges (mit dem 'Paradies') voneinander trennt. Sodann befinden wir uns ja an einer alten Grabungsstätte: während Schleuning anscheinend nur oberflächlich schürfte, grub Koch im Inneren des 'Paradieses' streckenweise sehr tief, hinter-

ließ aber glücklicherweise seine Aufzeichnungen. Die erwähnte anonyme Grabung im Kirchenlanghaus, ca. 1907, dagegen hat wichtige Bauteile und Schichtenanschlüsse gänzlich vernichtet. Schließlich haben die früheren Reparaturen – bei welchen meistens mit reinem Zement gearbeitet wurde – den Baubestand nicht selten so entstellt, daß seine Beurteilung nur noch schwer möglich ist.

So gut wie alle wichtigeren der von uns angetroffenen Schichten sind Aufschüttungen, in denen das enthaltene Material überwiegend nicht erstabgelagert, sondern umgesetzt ist und zudem eine große zeitmäßige Spannweite haben kann. In bestimmten Folgen solcher Schichten ist – dem vorausgehenden Abtragungsvorgang entsprechend – das jüngste Gut zuunterst, das älteste zuoberst gehäuft; es ergibt sich gewissermaßen die umgekehrte Stratigraphie des jeweiligen Ausschnittes der im Rücken gelegenen, seither planierten Gipfelsiedlung. Die überwältigende Mehrheit der 1980–81 geborgenen Kleinfunde stellt die prähistorische Gefäßkeramik. Aus den Perioden des hohen und späten Mittelalters ist das Aufkommen recht gering, da aus genannten Gründen kaum noch intakte entsprechende Schichten angetroffen wurden. Dafür lieferte vor allem der Verfüllschutt der '1907er' Grabung zahlreiche Großfunde in Gestalt romanischer und gotischer Architekturfragmente, die unser Bild des Klosters bereichern.

Vom Grabungsbefund am Westhang ausgehend, haben wir eine örtliche Phasenabfolge festgelegt, die eine Hilfskonstruktion ist und als solche nichts über absolute Dauer sowie Bedeutung der einzelnen Phasen bzw. ihrer Stadien auszusagen hat.

Erstes Hauptergebnis: Die ursprüngliche Geländegestalt des Gipfels weicht von der heutigen erheblich ab, welche auf wiederholte Abtragung bzw. Aufschüttung (bis hin zu den Grabungshalden der Neuzeit) zurückgeht.



4 ST. MICHAEL AUF DEM HEILIGENBERG. Gesamtansicht von Westen, April 1981.

5 GRABUNGSBEGINN IM „PARADIES“, März 1980.





6 GRABUNG IM „PARADIES“, Juli 1980.

7 GRABUNG IM „PARADIES“, Juli 1981.





8 NÖRDLICHES TREPPENHAUS der westlichen Kirchenkrypta, August 1981.

9 BLICK VOM KIRCHENWESTWERK auf das frühmittelalterliche Gräberfeld unter dem „Paradies“, Juli 1980.



Die geologischen Vorgänge, die das Heiligenberg-Massiv als Ganzes herausbildeten, scheinen auch im kleinen die Struktur seines Hauptgipfels bestimmt zu haben. Es zeigte sich, daß der natürliche Untergrund unter dem heutigen Plateaurand ziemlich steil abfällt, und zwar mit größeren und kleineren, meist südost-nordwest-gerichteten Rippen und Stufen, welche insbesondere nach Südwesten hin einen terrassenweise gegliederten Hang schaffen, der auch in gewissem Maß zur Besiedlung geeignet sein mochte. Wollte man dieser Situation hernach eine geostete kirchliche Anlage aufzwingen und diese schließlich ohne eine Abkehr von strenger Symmetrie auf 95 m Länge und 45,5 m Breite ausdehnen, so hatte man den Gipfel quasi neu zu formen: seine oberen Partien wurden zu wiederholten Malen mehr und mehr abgehoben, während die Hänge unter den mächtigen Aufschüttungen von natürlichem Material im Wechsel mit Bau- und Siedlungsschutt verschwanden. Im Südwesten erreichten letzte eine solche Stärke, daß man beim Fundieren der vorderen Teile des 'Paradieses' streckenweise gar nicht mehr bis auf festen Grund hinabging, was sich nachteilig auswirken sollte.

In Absätzen und Nischen des Felsgrundes ist seit alters ein dichtes sandig-toniges Sediment abgelagert, so daß das Gelände wohl nicht ganz unwirtlich war. Der Fels selbst besteht bald aus plattigen Lagen, bald aus stärkeren Bänken des Mittleren Buntsandsteins. Beide sind stark zerklüftet und so als Baumaterial unschwer zu gewinnen. Außerdem haben wir Anzeichen eines Eisenerzganges.

Zweites Hauptergebnis: Auch der Gipfel war, trotz seiner Unebenheit, gleich den ebeneren Partien des Berges in bestimmten vorrömischen Perioden intensiv besiedelt, nämlich in der ausgehenden 'Urnenfelder'-Zeit (spätester Abschnitt der Bronzezeit, ungefähr ab 1000 v. Chr.), der darauffolgenden Hallstatt-Zeit und vor allem der Frühen La-Tène-Zeit (bis ca. 300 v. Chr.). Auffallend ist das Aussetzen der (keltischen) Besiedelung in der Späten La-Tène-Zeit, d. h. dem letzten Abschnitt der vorrömischen Eisenzeit.

Aus Obengesagtem geht hervor, daß das sehr reichliche prähistorische Fundgut sich zum größten Teil in Schichten jüngerer Entstehung abgelagert fand. Doch stießen wir auch auf originale Überreste. In einer 1. archäologischen (Gipfel-)Phase fassen wir diejenigen siedlungsgutführenden Bestände zusammen, welche als unterste dem fundlosen Untergrund eingelagert sind. Es handelt sich um Reste von Gruben sowie verschleifte Schichtreste, jeweils mit Holzkohle und verziegeltem Lehm durchsetzt, wohingegen in späteren Ablagerungen Gußformbruchstücke, Schlacken und Erzbrocken, ferner sandsteinerne und basaltene Reibsteintrümmer nicht fehlen. Ein erstes Stadium der folgenden 2. Phase, mit einer neuen, die ältere störenden Serie von Gruben und Mulden und Pfostenlöchern, ist, jedenfalls nach Art des Fundgutes, gleichfalls prähistorisch.

Unser bislang ältestes Fundstück ist eine frühbronzezeitliche Pfeilspitze. Aus 'Urnenfelder'-Zeit und Älterer Hallstatt-Zeit erscheinen, außer grober Gebrauchskeramik, Schalen mit geometrisch verziertem Rand und sonstige verzierte Gefäße. Aus Jüngerer Hallstatt-Zeit und Früher La-Tène-Zeit sind einige kennzeichnende Typen mit großen Mengen vertreten: Schalen mit Bodenkuppe, verzierte tonnenförmige Töpfe, langhalsige Flaschen und andere mehr. Für die restliche La-Tène-Zeit

besteht (mit wenigen und unsicheren Ausnahmen) Fehlanzeige, wohingegen noch zu prüfen ist, ob sich bei dem weniger charakteristischen Material der frühen 2. Phase nicht auch einiges Einheimisch-Neckarsuebisches der Römerzeit verbirgt. Des weiteren zählen zum prähistorischen Fundgut Spinnwirtel und kleinere Bronze- und Eisenobjekte.

In den soeben berührten Perioden dürfte die Heiligenberg-Siedlung – ob befestigt oder nicht – die bedeutendste des Lobdengaus gewesen sein, das heißt wohl sein Hauptort. Welche sind die Gründe dafür, daß danach, und für viele Jahrhunderte, unten im Tiefland Lopodunum, das ist Ladenburg am Neckar, diese Rolle übernahm?

Drittes Hauptergebnis: Art und Vorkommensweise eindeutig römischer Materialien berechtigen zu der Vermutung, daß in der Römischen Kaiserzeit auf dem Gipfel Bauten gehobenen Charakters standen.

Es ist zwar aus dieser Periode in dem bisher ergrabenen Bereich keine spezifische Schicht oder gar Baureste vorhanden. Aber in den frühmittelalterlichen Aufschüttungen der folgenden Phasen findet sich ausreichend Material, um eine vorhergehende römische Präsenz auf dem Gipfel vorstellbar zu machen. Außer Gefäßscherben sind dies vor allem Dachziegelfragmente in großer Zahl, und zwar von verschiedenen Typen, so daß an mehr als nur eine Ziegellieferung zu denken ist; besonders konzentriert finden sie sich in einem Stratum der fortgeschrittenen 2. Phase unter dem Kirchenlanghaus. Ferner gibt es reichlich verschiedenartigen Mörtel- und Wandputzbruch (letzteren gelegentlich mit Bemalung), auch vereinzelte Bruchstücke von Heizungsziegeln, von Dachschiefer, von Fensterglas und von Dekorationsgestein. Zwar fanden sich keine neuen Relief- oder Inschriftfragmente – das letzte barg B. Heukemes 1978 im Südturmfundament –, doch zeigen einige Werkstücke aus späteren Bauzusammenhängen eine antike Machart, dürften dort also wiederverwendet sein.

Die Vielfalt dieses Trümmergutes ist einigermaßen überraschend und läßt den Schluß auf eine nicht zu einförmige Bebauung zu.

Viertes Hauptergebnis: Der bestehenden kirchlichen Anlage geht das mehrphasige Gräberfeld eines offenbar zivilen Personenkreises voraus. Es reicht möglicherweise bis in die Ältere Merowinger-('Reihengräber')-Zeit zurück.

An den obengenannten frühen Ablagerungen scheint nicht nur eine partielle Abtragung wirksam geworden zu sein, sondern es schneiden auch, außer dieser und jener tiefen Grube, die Gräber eben jenes Gräberfeldes in sie ein, von welchem man seit 1978 wußte, daß es sich von der westlichen Hangkante aus unter dem romanischen Kirchenwestwerk hindurch zur Gipfelkuppe zieht. Wir deckten in unserem Grabungsbereich zehn neue Gräber sowie ein bereits von C. Koch festgestelltes auf, mit indirekten Anzeichen für einige weitere, und fanden dabei nicht nur die damalige Beobachtung bestätigt, sondern konnten eines dieser Gräber sogar unter dem mutmaßlichen spätkarolingischen Bau (s. unten) nachweisen.

Diese Gräber, welche wir der späten 2. und 3. örtlichen archäologischen Phase zuweisen, überschneiden sich vielfach, so daß sich drei, wenn nicht vier Bestattungshorizonte abzeichnen. Die Orientierung ist mit einer

10 BESTATTUNG des Frühmittelalters unter dem „Paradies“.



11 BRONZENADELN aus der „Reihengräberzeit“.



auffällig weiten Streuung west-östlich (Abb. 10), d. h. recht uneinheitlich – dies im Gegensatz zu den streng eingeregeltten Gräbern der Klosterzeit. Die Bauweise variiert von der Mulde mit primitiver Verkeilung des (anzunehmenden) Holzschragens zum stabilen Steinplattengrab. Die nach Osten blickenden Toten sind aller Altersstufen: Erwachsene, große und kleine Kinder.

Fast alle Gräber sind gestört; immerhin fanden wir bei den westlichsten Gräbern noch wenige Kleinobjekte in Art des 8./9. Jahrhunderts. In späteren Aufschüttungen aber fand sich einiges Gut, nämlich merowingerzeitliche Gefäßscherben sowie charakteristische Bronzenadeln des südwestdeutschen 'Reihengräber'-Milieus (Abb. 11), das man gerne solchen Gräbern zuwies, welche zuoberst auf dem Gipfel gelegen hätten

und daraufhin also völliger Planierung erlegen wären. Die Belegung begönne dann bereits um das Jahr 600.

Ein Gräberfeld des frühesten Mittelalters an antiker Ruinenstätte ist auf dem flachen Lande, auch auf der rechten Oberrheinseite, nichts Ungewöhnliches. Hier oben auf dem Berg jedoch war solches nicht zu erwarten. Welche Bevölkerungsgruppe bestattete hier, und wo lebte sie? Kaum am Fuße des Berges, wo nahe den dortigen Siedlungen frühmittelalterliche Gräberfelder längst bekannt sind; es ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß 882 mit der „Aberinesburg“ Lorsch aus königlicher Hand auch landwirtschaftliches Gut, Häuser und Hörige erhielt, daß eine Lorsch-Güterliste des 10. Jahrhunderts zu „Habrisberk“ noch 20 Hofstellen verzeichnet, die jeweils zu lokalisieren noch

nicht gelungen ist. Und dann, da die jüngeren der Gräber wohl schon der Periode angehören, in der man ohne eigentliche Beigaben sowie nahe einer Kirche bestattete: Ist die Michaelskirche von ca. 870 wirklich die erste auf dem Berg, oder gab es einen – zu suchenden – älteren Kultbau, welcher gewissermaßen zwischen antikem Heiligtum und mittelalterlichem Kloster vermittelte?

Fünftes Hauptergebnis: W. Schleunings Annahme, daß Teile der Kirche des 9. Jahrhunderts (Abt Thiotroch) erhalten seien, dürfte grundsätzlich zutreffen, jedoch mit merklichen – im einzelnen noch nicht festlegbaren – Abänderungen des von ihm entworfenen und seitdem vielfach verbreiteten Bildes.

Wie bereits gesagt, hat uns die '1907er' Grabung mancher Untersuchungsmöglichkeit im Kirchenlanghaus beraubt. Jener starke Nord-Süd-Mauerzug, welchen W. Schleuning zwischen 2. und 3. Langhausjoch quer durchlaufend antraf und als Westwand eines kürzeren, karolingischen Langhauses ansah, ist in dem 1981 ergrabenen Bereich gänzlich verschwunden (Abb. 12). Doch ließ sich indirekt seine Position ermitteln und zu einem anderweitigen Befund C. Kochs in Beziehung setzen mit dem Ergebnis, daß er älter ist als die Längsmauerzüge der bestehenden Kirche (welche Schleuning, mitsamt deren Ostteilen, gleichfalls für karolingisch hielt), und daß er auch von deren Fluchtung abweicht, dies übrigens in ähnlichem Sinne wie das Altarhaus derselben, am östlichen Ende. Im Herbst 1981 stieß nun B. Burger anlässlich der Bauarbeit im 3. Joch auf eine Längsmauer, die unmittelbar innerhalb der nördlichen Kirchaußenwand verläuft und ihrerseits älter ist als diese. Es liegt nahe, in ihr eine Wiederkehr

jener Quermauer zu sehen. Gemäß stratigraphischen und anderen Indizien ist das hiermit sich abzeichnende Gebäude (zu welchem wir mit einer von Koch außerhalb der Kirche ergrabenen, gleichfalls abweichenden älteren Quermauer vielleicht den Rest eines nördlichen Anbaues haben) schwerlich vor dem zweiten Stadium der 3. archäologischen Phase, aber auch nicht gut danach einzuordnen. Hierzu aber setzen wir die überlieferte Bautätigkeit des 9. Jahrhunderts in Beziehung. Gehörte die genannten Mauern tatsächlich dem Thiotroch-Bau an, so erklärte sich auch die oft berätselte Abweichung des romanischen Altarhauses: wie üblich den Neubau mit diesem beginnend, hätte man zunächst die Ausrichtung des Vorgängerbaues beibehalten. Es gibt aber auch im 1. und 2. Langhausjoch etliche Versätze und Fluchtknicke im Fundamentwerk, ohne daß z. Z. zu entscheiden ist, ob hier Reste eines Westvorbaues zum älteren Bau vorliegen oder ob diese Unregelmäßigkeiten sämtlich dem Stadium des romanischen 'Ur-Westwerks' (davon unten) oder einem noch späteren zuzuschreiben sind.

Der spätkarolingische Kirchenbau, von dem wir, ehrlich gesagt, jetzt weniger wissen als zuvor, kann gleichwohl nicht anspruchslos und undifferenziert gewesen sein. Von den Werkstücken, die in den romanischen Bauteilen als 'Spolien' verbaut wurden, sind hervorzuheben zwei stattliche Sockelteile gleichen Stiles, aber verschiedener Grundform, wiederverwendet als Fundamente von Pfeilern des 'Paradieses' (Abb. 13). Wenn man sodann das scharfkantige, großformatige Trümmergut, das später, zu Beginn der 4. Phase zur Ablagerung kam, zum guten Teil von dem spontanen Abbruch

12 MITTELALTERLICHES FUNDAMENTWERK, prähistorische Schichten und gewachsener Fels sowie moderne Ausbruchlücke unter dem Kirchenlanghaus, von Norden.



dieses Baues herleitet, so muß derselbe von beachtlicher Solidität gewesen sein.

Es ist möglich, daß die beschriebene frühmittelalterliche Bestattungsfolge bis in das Stadium der mutmaßlichen Thiotroch-Kirche weiterlief. Darüber hinaus gerät nun am Westhang des Gipfels die Geländegestalt erstmals deutlich in Bewegung. Die weitgehend gleichmäßige Aufschüttung einer tief dunklen Schicht, welche viel Siedlungsgut aller vorhergehenden Perioden enthält, möchte man am ehesten mit einem bedeutenden Bauvorgang auf dem Gipfel, eben dem Unternehmen Thiotrochs erklären; als jüngstes Gut erscheinen in diesem Stratum eine karolingisch-ottonische Gefäßkeramik, nämlich die sog. Oberrheinische Drehscheibenware, sowie das Fragment eines spätkarolingischen Importgefäßes aus dem Rheinland. Diese dunkle Schicht bildete, den Wurzelverfärbungen nach zu schließen, für längere Zeit ein freies Außengelände; zuoberst fand sich eine südwestdeutsche Silbermünze des 10./11. Jahrhunderts eingetreten (Bestimmung dieser wie auch der anderen Silbermünzen durch P. H. Martin, Badisches Landesmuseum, Karlsruhe). Der diesermaßen überdeckte Hang blieb indessen nicht ungegliedert: auf halber Höhe sowie weiter unten wurden rohe, dem Gelände folgende Stützmauern errichtet, wobei man vor der unteren das Terrain etwas aushöhlte, als solle ein Annäherungshindernis geschaffen werden; beides, 'Graben' wie Hangmauern, hatte nicht sehr lange Bestand, wurde wiederverfüllt bzw. geschleift. Außerdem aber setzt im gleichen Stadium auf dem Hang eine Serie von tiefen Gruben ein, deren Funktionen noch unklar sind, zumal sie sehr unterschiedliche Formen und Verfüllungen haben.

Sechstes Hauptergebnis: Die Baugeschichte der Kirche des 11. Jahrhunderts (Abt Reginbald) und erst recht des ihr vorgelagerten 'Paradieses' ist ungleichmäßiger und komplizierter als bislang angenommen: dies betrifft sowohl die jeweilige Entstehung als auch die nachfolgenden Veränderungen.

Zu Beginn der 4. archäologischen Phase geschieht, wie wir annehmen, der Abbruch des karolingischen Baues und damit die Voraussetzung für die ausgreifende Bautätigkeit des 11. Jahrhunderts. Der auf dem Westhang abgelagerte Abbruchschutt geht über eine Mainzer Münze König Ottos II. oder III. (973/1002) hinweg und enthält selbst eine Wormser Münze Ottos III. (996/1002) sowie typische 'Kugeltopf'-Scherben. Möglicherweise jetzt bereits wird der weit ausladende Unterbau des bestehenden Kirchenwestwerks angelegt. Er ist größer dimensioniert als dieses und weicht sogar noch etwas mehr von der Flucht der mutmaßlichen Vorgängerkirche ab. Es ist nicht recht erklärlich, warum jenes 'Ur-Westwerk', schon bevor die Ansätze eines zugehörigen Langhauses recht gediehen waren, wieder abgebrochen wurde; das zweite Westwerk ist jedenfalls, was auch Koch bemerkte, in die Abbruchzone des ersten unvermittelt hineingesetzt. In der Reihenfolge erst nach diesem baulichen Intermezzo beginnt man, im zweiten Stadium der 4. Phase, mit dem Bau der bestehenden Kirche vom Altarhaus her, zunächst noch ohne dort die Hauptapsis und die seitlichen Kryptatreppenhäuser vorzusehen. Auf dem Westhang wiederholen sich währenddessen die vorigen Aufschüttungen in kleinerem Umfang.

Das (vorhandene) Westwerk der frühen 5. archäologischen Phase enthält seinerseits eine Achskorrektur –



13 KAROLINGISCHES ARCHITEKTURSTÜCK, als Pfeilerfundament im 11. Jahrhundert im „Paradies“ verbaut.

welche die ungleiche Breite der seitlichen Achtecktürme bewirkte – und danach sogar eine Veränderung. Und zwar wird die ursprüngliche, geräumige und verhältnismäßig hoch gelegene Westkrypta – von welcher zwei Fensteröffnungen erhalten sind – bald durch die jetzige kleinere, aber tiefer gelegene Krypta ersetzt, hierbei auch eine neue Technik der Bogenwölbung eingeführt. Zugleich kommt es draußen am Westhang zu einer Aufschüttung von enormer Höhe, welche den Rand des Gipfelplateaus weit nach Westen vorschiebt; Anlaß dessen könnten die Tieferlegung der Westkrypta, aber auch die Anlage der großen Klausur ganz im Osten gewesen sein. Die Schicht überdeckt fünf Mainzer Münzen Ottos III. (996/1002) bzw. Heinrichs II. oder Konrads II. (1002/1027; Abb. 15 a – e) und enthält erneut überaus viel prähistorisches, auch antikes, aber nur wenig mittelalterliches Material. Schließlich finden sich weit unten, aber in Flucht der Kirche, einige begonnene, jedoch wieder liegengelassene Mauerzüge: das Anfangsstadium des 'Paradieses', mit welchem wir uns vor allem noch befassen werden (Abb. 3).

Zu Beginn der 6. örtlichen archäologischen Phase nimmt man den Bau dieses eigenartigen, dem Westwerk vorgefügten Geviertes aufs neue in Angriff, und zwar abermals von unten her den Hang hinauf arbeitend. Flucht- und Niveauekorrekturen im Fundamentbereich, der aufgebogene Versuch, den innen störenden Rest des 'Ur-Westwerks' auszuschroten, dann die Notwendigkeit, noch in der 6. Phase den Westwandunterbau weitgehend zu erneuern und mit einem Wasserdurchlaß zu versehen, kennzeichnen die Schwierigkeit des Unternehmens; der Kampf mit dem noch immer abschüssigen Gelände diktiert denn auch in der Folge die Baugeschichte dieses Abschnittes der Gesamtanlage. Der Oberbau der Umfassungswände enthält seinerseits Fluchtkorrekturen gegenüber dem Unterbau. Wie zu meist auch sonst an St. Michael, herrscht überall schmuckloser Bruchsteinbau in provinzialrömischer Tradition, mit vielen 'Rollschichten' und mit wiederverwendetem Material, was zumindest innen Verputz erforderte. Halbsäulenpfeiler bzw. Eckvorlagen gliedern die Innenseiten der Umfassungswände und weisen auf



14 GRÄBER aus dem Hochmittelalter im „Paradies“.

eine beabsichtigte Wölbung hin, mit 6 Jochen in der Länge und vermutlich 5 Jochen in der Breite. Für das Joch lassen sich 8 × 10 Fuß (zu rund 33,5 cm), für die lichte Gesamtfläche also 40 × 60 Fuß Abmessung annehmen. Bemerkenswerterweise stimmen die lichten Abmessungen von 'Paradies' und Kirchenlanghaus geradezu auf den Zentimeter genau überein. Sichtlich wurde das gleiche Maßsystem angewendet, zumal das Langhaus ebenfalls sechsjochig ist; auch dieser Umstand ist zweifellos ein Argument für die zeitliche Nähe der Bauvorgänge. Die Wandpfeilerordnung folgt, vereinfachend, einer bestimmten frühen Bauphase des Domes von Speyer (um 1045); die Beziehung ist um so eher vorstellbar, als Reginbald nach seinem Wechsel auf den dortigen Bischofssitz 1033–39 Bauherr eben dieses Domes war. Die Frage nach der ursprünglichen Funktion der Anlage ist nicht leicht zu beantworten. Zur eigentlichen Kirche bestand keine Verkehrs-, also auch nicht liturgische Beziehung. Doch auch ein Außenzugang läßt sich (jetzt wie in den nächstfolgenden Phasen) nicht nachweisen. Sollte es sich um das Untergeschoß einer zweigeschossig geplanten, in diesem Falle oben mit der Kirche zu verbindenden Anlage handeln? War hier unten eine durchgehende, kryptenartige Halle beabsichtigt oder von vornherein ein Hof mit vierseitigem Umgang?

In beiden Fällen erkennen wir einen ungewöhnlichen, großartigen Entwurf. Seine Ausführung kam nicht über Anfänge hinaus. Im zweiten Stadium der 7. Phase, nach der Errichtung eines kurzfristigen dreiteiligen Einbaues in den östlichen Jochen, wird der Plan entscheidend geändert. Eine Pfeilerordnung einfachster, altertümlicher Form umgrenzt nun tatsächlich einen Binnenhof, und

zwar auf einem deutlich höheren Niveau und ohne genaue Rücksicht auf die Wandgliederung der vorhergehenden Phase: die Einwölbung und, beabsichtigtenfalls, die Zweigeschossigkeit ist nun nicht mehr möglich. Daß jetzt noch karolingische 'Spolien' verwendet werden, wurde schon berichtet und entfernt auch diese 7. Phase nicht weit von der vierten.

Die 8. archäologische Phase ist datiert durch eine Lorschener Münze Abt Marquards (1149/1150) und bringt weitere Veränderungen in dem Geviert: zuerst Einfügung von Pfeilerzwischenmauern und Bodenaufhöhung, dann Wiederabsenkung vor quer eingezogenen Terrassierungsmauern. Spätestens im ersten Stadium dieser Phase wird auch südlich außerhalb eine Art Rampe errichtet, welche vielleicht einem Seiteneingang dient, jedenfalls in der Folge wieder beseitigt wird. Vor allem aber sind der 8. Phase mehrere strikt geostete Gräber im Hofraum zuzuweisen. Es sind meist gutgefügte Plattengräber (Abb. 14), und mit ihnen wird erstmals eine Funktion der Anlage deutlich, nämlich die einer geschlossenen Begräbnisstätte für bevorzugte, doch außerhalb der Klausur zu bestattende Personen, in (be- wußter?) Nachfolge einer sehr viel älteren örtlichen Begräbnistradition.

Eine drastische Umwandlung des 'Paradieses' geschieht in der 9. Phase. Es wird zunächst das Innere durch eine mächtige neue Terrassenmauer unterteilt, welche rücksichtslos einige der Gräber aus der 8. Phase durchschneidet, und in der nunmehrigen oberen Hälfte des Gevierts mittels neuer Pfeiler eine quergerichtete Halle hergestellt, die hernach mehrere Plattengräber von typisch hochmittelalterlicher Bauweise aufnimmt. Die starke Terrassenmauer enthält als 'Spolien' etliche Architekturstücke der Reginbald-Zeit, und die hinter ihr und an anderen Stellen eingebrachte schwarze Schuttschicht liefert ihrerseits zahlreiche Trümmer aus dem 'Paradies' und wohl noch anderen Teilen des Klosters. Von einem entsprechenden Zerstörungsvorgang meldet die schriftliche Überlieferung nichts. Wohl aber dürfte ein weiterer Beleg die weitgehende Erneuerung sein, die oben die Kirche erfahren hat: die aufgehenden Seitenschiffswände werden größtenteils neu aufgeführt, aber auch die westlichen Vierungspfeiler, einer der Querhauspfeiler und anscheinend auch beide Mittelschiffssäuleneinstellungen von unten auf neu errichtet (was u. a. wohl bedeutet, daß der in alten Abbildungen dargestellte Vierungsturm nicht älter als diese Erneuerung ist), ferner die Westkrypta-Treppenhäuser, mit verringerter Weite, neu hergestellt, und ein neuer, höherer Langhausboden verlegt und zusätzlich ein Chorum in sechsten Mittelschiffjoch und Vierung eingefügt; bezeichnend ist auch bei all diesen Maßnahmen die wahllose, ja widersinnige Verwendung von vielen 'Spolien'. Um in das 'Paradies' zurückzukehren, so werden in dessen Westhälfte seltsamerweise im zweiten Stadium der Phase die einstigen Längspfeilerstellungen auf neuen Spannmauern wiedererrichtet, dabei der Umgang aber kellerartig abgesenkt. Der Sinn ist unklar, Zugang vermittelt eine schon zuvor recht willkürlich in die Südwand gebrochene Türöffnung. Dieses zweite Stadium ist vermutlich datiert durch einen Heller der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts (Abb. 15g) – einer Zeit, der gemäß den Einzelformen übrigens auch einige jüngere Bauteile der Klausur zuzuweisen sind –, während aus dem ersten Stadium nur eine (nicht datierende) Mainzer Münze des 11. Jahrhunderts (Abb. 15f) zur Verfügung steht, doch auch etwas Gefäßkeramik in der Art



des 14. Jahrhunderts; aus gleicher Zeit stammen einige Münzen, die W. Schleuning unter dem jüngeren Langhauspflaster fand.

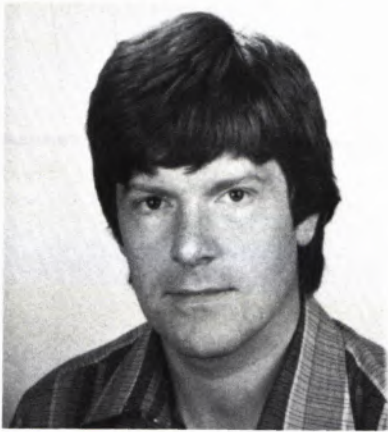
Der Umbauten des 'Paradieses' war damit noch kein Ende. Die ebengenannten Pfeiler im westlichen Abschnitt wurden zu Beginn einer 10. Phase wieder entfernt, und einige Zeit später traten die Wände eines geschlossenen kleinen Hofes mit axialem Durchgang an ihre Stelle, während der abgetiefte Umgang aufgefüllt und unterteilt wurde. Wohl in eben diesem Stadium mußte, von einem inzwischen angestiegenen Außenniveau aus, die stets gefährdete westliche Außenwand im Aufgehenden völlig erneuert und mit seitlichen Strebpfeilern versehen werden. Dazu wurden gewaltige Bossenblöcke gebraucht, deren scheinbare Urtümlichkeit manche älteren Forscher irreführt hat. Da ungefähr zur gleichen Zeit die östliche, obere 'Paradies'-Hälfte wirklich eine zur Kirche hinaufführende breite Freitreppe erhielt, da andererseits der vorerwähnte Seiteneingang wieder zugesetzt wurde, liegt es nahe, als dritten axialen Durchgang einen solchen in der neuen Westwand anzunehmen. Nachdem auch sie fast gänzlich in Abgang geraten ist, läßt sich dies nicht beweisen, doch darf ein unterhalb im Hang angetroffenes Fundament vielleicht als Rest der dann unabdingbaren Frei-

treppe oder Rampe angesprochen werden. Wenn dem so wäre, so hätte das 'Paradies' jetzt wohl erstmals die Funktion eines Eingangstraktes der Gesamtanlage erhalten. Zu erwähnen ist noch, daß in dieser Zeit dem Kirchenlanghaus ein nördlicher Anbau (eine Kapelle?) angefügt wurde, von welchem wir uns aber keine nähere Vorstellung machen können.

In einer letzten, spätestmittelalterlichen 11. Phase wird endlich die mächtige mittlere Teilungsmauer des 'Paradieses' unterdrückt und, mit korrigierten Fluchten, noch einmal ein einheitliches Gebilde mit einem einzigen, axial erschlossenen Binnenhof geschaffen. Jedoch sind hiervon, ihrer hohen Position über den Auffüllschichten wegen, alle aufgehenden Partien verschwunden, so daß der Rekonstruktion eine zu geringe Grundlage bleibt. So fiel auch der an die Grabung anschließenden Wiederherstellung der Entschluß leichter, hier den Elementen der bedeutenden ursprünglichen Anlage mit Vorrang Geltung zu verschaffen.

*Dr. Peter Marzloff
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Marstallhof 4
6901 Heidelberg*

Personalia



Egon Schallmayer

Bodendenkmalpflege
Außenstelle Karlsruhe

Egon Schallmayer wurde am 30. September 1951 in Ober-Roden, Kreis Offenbach, geboren. Nach sechsjährigem Besuch der Volksschule ging er 1964 an die Realschule Dieburg über, die er mit der Mittleren Reife 1967 abschloß. Es folgte eine Lehre als Bankkaufmann, die bereits nach zwei Jahren erfolgreich beendet werden konnte. Ab Herbst 1969 besuchte er das Abendgymnasium in Darmstadt. Das Abitur erlangte er im Frühjahr 1973. Noch im gleichen Jahr nahm er das Studium der Geschichte und Kultur der römischen Provinzen, der Vor- und Frühgeschichte, der alten Geschichte, der Kunstgeschichte und Germanistik an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main auf, das er zur Ableistung seines Ersatzdienstes bei der Außenstelle Darmstadt des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen für anderthalb Jahre unterbrechen mußte. Im Sommer 1979 promovierte er mit einer Arbeit über die Zivilsiedlung und Gräberfelder des rö-

mischen Dieburg bei Prof. Dr. H. U. Nuber. Am 1. August 1979 erfolgte die Anstellung als Gebietsreferent bei der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Neben zahlreichen provinzialrömischen Veröffentlichungen ist Egon Schallmayer auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen Archäologie und Geschichte mit einigen Arbeiten in Erscheinung getreten. Sein besonderes Interesse gilt der frühromischen Okkupation des Rheintales sowie der Erforschung der sich danach entwickelnden zivilen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Infrastruktur. Er ist Mitglied der Kommission zur Erforschung der Waldgeschichte Baden-Württembergs und betreut die zentrale Kartei der römischen Amphoren aus dem Bundesland. Vor dem Hintergrund seines landesgeschichtlichen Interesses ist es verständlich, daß er seinen Wohnsitz in der geschichtsträchtigen badischen Stadt Ettlingen genommen hat.

Buchbesprechung

Günther Bentele/Alfred Drossel: Fachwerkhäuser im Kreis Ludwigsburg. Verlag der Galerie im Unteren Tor, Bietigheim 1981, 168 S., zahlreiche Abb.

Fachwerkhäuser werden zusehends einem breiteren Publikum bekanntgemacht. Was früher die zünftigen Haus- und Gefügeforscher unter sich bestritten, was andererseits den Maler und Poeten begeistern konnte, findet mehr und mehr zusammen: Fachwerk, das läßt der Büchermarkt erkennen, ist nicht nur ein Spezialistenthema oder sattfarbige Prospektwerbung. Fachwerk verkauft sich durchaus populär (d. h. verständlich) – wissenschaftlich, wenn ihm ein durchdachtes Konzept, sprechende Bilder und ein präziser Text zugrundeliegen. Voraussetzung sind allerdings Fachkenntnisse, das möglichst vollständige Inventar und das Wissen um die denkmalpflegerischen Probleme.

Wenn im folgenden zu einem neuen Fachwerkbuch kritische Anmerkungen gemacht werden, muß dies unter mehreren Aspekten erfolgen: Man wird fragen müssen, wem oder welchen Vorstellungen das Buch dient und wie es den oben angeführten Voraussetzungen gerecht wird. Voraussetzungen, die zusammengenommen zunächst unerfüllbar erscheinen, die aber erst, wie in anderen Disziplinen, über Qualität des Stoffs und seine Aufarbeitung urteilen lassen.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste dem Text das Hauptgewicht gibt mit zusätzlicher Erläuterung durch Bilder; im zweiten Teil bekommen die überwiegend ganzseitigen Bilder Erläuterungen durch ausführliche Bildunterschriften. Die einleitenden Kapitel beginnen mit der „Fachwerklandschaft“, wobei sehr knapp auf einzelne Kreisgebiete, Städte und Dörfer als räumlich oder zeitlich zusammengehörige Fachwerkeinheiten hingewiesen wird. Daß Stadtbrände, die Sozialschichtung, Stadt-Land-Gefälle, Beachtung und Negierung von Bauvorschriften und vieles mehr das heutige Erscheinungsbild des Fachwerks im Landkreis eher willkürlich oder besser: geschichtsnotwendig prägten, ist angedeutet, aber man möchte dazu manchmal Näheres wissen. Es wird deutlich, daß hier eine Arbeit noch aussteht, wie es bestenfalls eine Denkmälerinventarisierung leisten könnte.

Die Hinweise auf die aktuellen Sanierungs- und Freilegungsprobleme sind dagegen von Anfang an entschieden formuliert, was sich dann wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Sicher gehören diese Bemerkungen zu Problemen der Denkmalpflege zum Wichtigsten des Buches; denn so sehr die Verweise auf Schönheit, Qualität, Anspruch des Fachwerks beflügeln können, gelernt wird am meisten aus Fehlern, die in den Bildern nur am Detail,

nicht aber im Straßenbild sichtbar werden. Darum durften Verweise auf Fehlentwicklungen im Sanierungsgeschäft und in der Stadtplanung nicht fehlen, zumal es genügend Fälle gibt, wo Fachwerkhäuser unerkannt oder verkannt dem Abbruch anheimfielen und die Ersatzbauten freudlos Frust verbreiten. Bild- und Textteil haben vielleicht nicht ganz die Zuordnung zueinander erfahren, die sie verdient hätten. So erläutern zwar die dem Text beigegebenen Bilder mit treffenden Beispielen das Geschriebene, jedoch wird im reichen Bildteil die Chance einer sinnvollen Ordnung vertan: es ist weder eine topographische, chronologische, typenmäßige noch den Textkapiteln entsprechende Bildfolge eingehalten. Das ist schade, weil dadurch dem etwas willkürlichen Bilderbucheindruck Vorschub geleistet wird.

Wo man sich eine Farbaufnahme wünschte (z. B. Seite 59 und 63), fehlt sie, während überflüssige Farbbilder den guten Gesamteindruck trüben (66, 100, 144/45). Dagegen ist die Aufnahme von den als Gefachfüllung dienenden Fehlbränden von Hafnergeschirr (S. 56) oder der auch noch im restaurierten Zustand phantasievollen Blumenmalerei in Mundelsheim (S. 52) von überzeugender Kraft. Sicher haben uns erst die letzten Jahre mit der Farbigkeit am Fachwerk sorgfältiger umzugehen gelehrt. Die Diskussion um Andersfar-

bigkeit als Braun muß zwar nicht mehr mit dem Missionarseifer früherer Jahre ausgetragen werden. Dennoch hätten ein paar neuere Befundfotos in Farbe (Besigheim, Beihingen, Hessigheim) vielleicht die letzten Zweifler belehren und bekehren können.

Dankbar zu vermerken ist im Bildteil die Ausgewogenheit der Typendarstellung. Wenn auch richtigerweise das Bürger- und Ackerbürgerhaus überwiegt, so fehlen nicht Schmiede und Mühle, Schafhaus und Scheuer, Rathaus, Schloß und Läutgeschoß von Kirchtürmen. Auch an verschiedenen Zustandsdarstellungen ist nicht gespart: der restaurierte Bau steht neben verkommenen, jedoch höchst wertvollen Fachwerkhäusern. Man kann sich am nun international ausgezeichneten Hornmoldhaus in Bietigheim nur immer wieder schreckhaft vergegenwärtigen, wie nach einem (geplanten) Abbruch heute die Baulücke oder der Ersatzbau aussähe. Dabei stellt das Hornmoldhaus sicher nur die Spitze eines Eisberges in mehrfacher Hinsicht dar: wie viele Fachwerkhäuser sind nach dem Krieg verschwunden (Sachsenheim

Rathaus, Bietigheim Krone usw.) und auf wieviel notwendiger Durchschnittsarchitektur konnte ein so reich ausgestattetes Haus wie das des württembergischen Vogts und Kirchenrats aufbauen. Gerade aber dieses historische Durchschnittsfachwerk, im verputzten oder herabgekommenen Zustand verkannt, prägt und prägt jetzt noch so manche Dorf- und Stadtstraße. Dies zu propagieren, kann nicht oft genug auf die unbedingt erforderliche Anwendung der verschiedenen Erkennungs- und Dokumentationsmöglichkeiten hingewiesen werden: Systematische themographische Gesamtuntersuchungen (S. 13), Farbuntersuchungen am Putz und Holz, fotogrammetrische und fotografische Dokumentation sind wie die sorgfältige Gefügeforschung (S. 20 ff.) häufig ein Desideratum ebenso wie die Aufarbeitung der Fachwerkrezeption des 19./frühen 20. Jahrhunderts. Zu all dem bringt das Buch von Bentele und Drossel Hinweise und Anstöße. Da die Listenentwürfe des Landesdenkmalamtes für den Landkreis Ludwigsburg – wenn auch ohne ausführliche Begründung – vorliegen, kann eine

stichprobenartige Überprüfung des Bestandes die reiche Auswahl von Bentele bestätigen.

Daß die abgebildeten Objekte so eindrucksvoll und informativ „verkauft“ werden, wird sicher dazu beitragen, dem Fachwerk im Landkreis Ludwigsburg weit über die Kreisgrenzen hinaus Bekanntheit zu verschaffen und die Freude am Fachwerk in denkmalpflegerisch fachgerechte Taten umzusetzen. Dazu wird von kompetenter denkmal-schützerischer Seite in Geleitworten deutlich Stellung bezogen: Landrat U. Hartmann schreibt von der Bedrohung unserer Baudenkmäler in der hochindustrialisierten Region, aber auch vom Bewußtseinswandel der letzten Jahre. Und Oberbürgermeister M. List spricht von der Entdeckung alter Fachwerkhäuser als „Perlen“ und Zeugen eines reichen historischen Erbes, das es verdient, erhalten und erneuert zu werden, wie es gerade dem Wiedergewinn verlorengangener Urbanität zugute komme. Mit dieser Tendenz erfüllt das Buch die anfangs skizzierten Voraussetzungen eines für Laien geschriebenen Fachbuches im besten Sinne.
Richard Strobel

Mitteilungen

Württembergischer Archäologiepreis gestiftet

Volksbanken und Raiffeisenbanken würdigen Verdienste um die heimische Vor- und Frühgeschichte

In der Absicht, die Kenntnisse und das Verständnis der Allgemeinheit auf dem Gebiet der heimatischen Vor- und Frühgeschichte zu fördern und Anregungen zu weiteren Leistungen zu geben, haben die Volksbanken und Raiffeisenbanken in Württemberg den Württembergischen Archäologiepreis gestiftet. Mit ihm sollen im Verlaufe von zehn Jahren besondere Verdienste um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden in Württemberg gewürdigt werden.

Der Preis ist mit 5000 DM dotiert und wird jährlich verliehen. Zu ihm werden eine Urkunde und eine Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf (Kreis Ludwigsburg) ausgehändigt. Der Preis kann an einen Preisträger verliehen oder auf mehrere Preisträger aufgeteilt werden. Über die Verleihung des Preises entscheidet eine Jury, der angehören: Ministerialrat Dr. Helmut Birn, Innenministerium Baden-Württemberg; Präsident Prof. Dr. August Gebeßler und Hauptkonservator Dr. Dieter Planck vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Bürgermeister Alfred Ulrich,

Steinheim a. d. Murr, als Vertreter der drei kommunalen Spitzenverbände des Landes; Hauptkonservator Dr. Philipp Filtzinger vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart; Professor Dr. Wolfgang Kimmig, Tübingen, Vorsitzender der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern; Verbandsdirektor WP Manfred Martersteig vom Württembergischen Genossenschaftsverband – Raiffeisen/Schulze-Delitzsch – e.V. und Bankdirektor Dr. Julius Beeser, Heilbronn, als Vertreter der württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken.

Die Volksbanken und Raiffeisenbanken sind zur Stiftung des Preises dadurch veranlaßt worden, daß Fachleute und Laien auf dem Gebiet der Archäologie hervorragende Beiträge zur geschichtlichen Erforschung Württembergs geleistet haben, und sie wollen mit dieser Stiftung ihre Verbundenheit mit Land, Leuten und Geschichte dokumentieren. Um die Resonanz der Archäologie in der Öffentlichkeit zu fördern, erfolgt die Preisverleihung in einer öffentlichen Veranstaltung, auf der ein Vortrag über ein Thema der Landesarchäologie gehalten wird. Die Veranstaltung findet jeweils an einem Ort statt, der einen besonderen Bezug zu der gewürdigten Leistung hat.

Die Jury hat kürzlich in einer Sitzung im Stuttgarter GENO-Haus die Modali-

täten ihrer Tätigkeit beraten und beschlossen, die erstmalige Preisverleihung im Herbst 1982 vorzunehmen.

*

Erster internationaler Denkmalpflege-Kongreß von ICOMOS und ICCROM an der Universität Basel, 28.–31. März 1983

Das Thema des ersten einer Reihe von Kongressen, die künftig alle zwei Jahre stattfinden sollen, lautet: Baudenkmale, ihre Bedeutung und ihr Stellenwert in der heutigen Kultur

Die Veranstaltung, die die Universität Basel für ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) und ICCROM (International Centre for the Preservation and Restauration of Cultural Property) organisiert, wird sich mehr mit den kulturellen und historischen als mit technischen Aspekten der Denkmalpflege befassen.

In Vorträgen (S. E. M. Leopold Senghor, Senegal; Prof. Sir Ernst Gombrich, England; S. E. M. Mohamed Mzali, Tunesien; Prof. Alfred Schmid, Schweiz; Prof. André Chastel, Frankreich; Dr. Moheddine Saber, Sudan; Prof. Najmuddine Bammate, Afghanistan; Sherban Cantacuzino, England), Arbeitsgruppen, Diskussionen und Ex-

kursionen soll das Thema von den verschiedensten Seiten her beleuchtet werden.

Anmeldung und Auskünfte: Institute for International Art Festivals, 1 Place du Port, CH-1204 Genf.

Neuerscheinung: *Fenstersanierung. Herausgegeben vom Arbeitskreis Bautechnik der Landesdenkmalpfleger 1982. 30 S., Abb.*

Für den Herausgeber schreibt Claus Arendt in seinem Vorwort: „Der Arbeitskreis ‚Bautechnik in der Denkmalpflege‘ der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland begründet mit diesem Merkblatt den Anspruch der Denkmalpflege auf Schutz des erhaltungswürdigen Baudetails Fenster, nennt aber auch in Zusammenarbeit mit dem Institut für Fenstertechnik in Rosenheim jene technischen Möglichkeiten, mit denen das alte Fenster oder sein möglichst getreuer Nachbau unseren heutigen Forderungen an Wärme- und Schallschutz angepaßt werden kann.“

Der immer wieder gewünschte und auch dem Arbeitskreis abverlangte Musterkatalog von ‚denkmalgeeigneten‘ Beispielen kann und darf nicht geliefert werden: Es macht gerade die Besonderheit des historischen Fensters aus, daß es nicht nur sehr unterschiedliche Formen im Laufe seiner Entwicklung zeigt, sondern auch landschaftlich sehr unterschiedlich ausgeführt wurde. Statt dessen wird eine Fülle von Einzelfakten vorgetragen, die es dem Denkmalpfleger ermöglichen sollen, seinen Wunsch profunder zu begründen, die aber gleichzeitig allen anderen bei der Sanierung eines Baudenkmals Beteiligten erlauben, so kritisch wie es leider notwendig geworden ist, selbst die Behauptungen der Fensterwerbung überprüfen zu können.“

Bestellungen:

Die Broschüre ist kostenlos beim Landes-

denkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, erhältlich.

Neuerscheinung: *Broschüre „Lebensraum: Straße“ von Manfred Sack, herausgegeben vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz.*

Manfred Sack schrieb die Broschüre „Lebensraum: Straße“ im Auftrag des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, um zu zeigen, daß Straße nicht nur schnellste und unbegrenzt belastbare Verkehrsachse, sondern wichtiger Erlebnisraum für jeden einzelnen ist – oder sein sollte.

Dieser Erlebnisraum wird heute durch Verkehrsdichte und die Forderung nach möglichst ungehemmtem Verkehrsfluß derart beschnitten, daß nicht nur die Lebensqualität im allgemeinen empfindlich darunter zu leiden hat, sondern auch das, was Landschaft und historische Ortsbilder attraktiv macht, nach und nach verschwindet.

Mit vielen, z.T. hochaktuellen Beispielen aus der gesamten Bundesrepublik versucht Sack in Wort und Bild die zerstörende Wirkung solch eingleisiger Entwicklung aufzuzeigen. Er verkennt dabei nicht, daß die für den Aus- und Neubau von Straßen Verantwortlichen oft nur dem Druck verschiedener Interessengruppen folgen und damit letztlich den Wünschen von uns allen Rechnung tragen. Während er auf der einen Seite zeigt, wie sehr manche Fehlentscheidung auf diesem Gebiet den Menschen und seine Umwelt geschädigt hat oder schädigt, räumt er jedoch auch ein, daß im Zug einer allgemeinen Besinnung auf die verbliebenen Reserven unserer natürlichen und gebauten Umwelt die Bereitschaft erkennbar wird, auch beim Straßenbau behutsamer mit gewachsenen Strukturen umzugehen. Neben den ins Auge springenden Beispielen zerstörend wirkender Straßenbauten finden sich auch dafür ermutigende Lösungen.

Die Broschüre „Lebensraum: Straße“ ist jedoch nichts weniger als ein Rezeptbuch für die Anlage und Gestaltung von Straßen. Sie will mit der Fülle guter und schlechter Beispiele aufrütteln, vor Nachahmung schlechter Straßenbaumaßnahmen warnen, gelungene Ansätze herausstellen und das Bewußtsein für die wesentlichen Gestaltwerte – Straßenraum, Pflasterung, Bepflanzung, Mobiliar – schärfen.

Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz möchte mit dieser Broschüre auch dort Verbündete gewinnen, wo noch vor nicht allzulanger Zeit Gegner der Erhaltung historischer Strukturen saßen, weil sie sich zu rein „zweckmäßigen“ und oft dann doch nur kurzlebigen Entscheidungen gedrängt fühlten.

Umweltschutz – Schutz des baulichen Erbes – Wohnumfeldverbesserung – Lebensqualität – sind Begriffe, die erst langsam im Bewußtsein der Öffentlichkeit Fuß fassen und auch in Zeiten wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht einfach beiseite geschoben werden dürfen zugunsten vermeintlicher Prioritäten. Neubau oder Ausbau und die künftige Nutzung von Straßen entscheiden in diesem Zusammenhang maßgeblich über das Schicksal der unmittelbar betroffenen Bürger, ihrer Umgebung, ja ganzer Stadtquartiere oder Landschaften.

Die Broschüre möchte die interessierten Bürger unterrichten und die Verantwortlichen mahnen; sie will den Vernünftigen hier wie dort den Rücken stärken.

Bestellungen:

Manfred Sack, „Lebensraum: Straße“, herausgegeben vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz, Geschäftsstelle beim Bundesminister des Innern, Hohe Straße 67, 5300 Bonn 1, Stuttgart 1982, ISBN 3-922153-01-1, 84 S., zahlr. z. T. farbige Abb.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten.)

Fotografien stellten zur Verfügung:

J. Feist, Pliezhausen 112 Abb. 3, 4, 114, 115 Abb. 9, 11;
Institut für Ur- und Frühgeschichte, Universität Heidelberg 133–135, 137–139;
S. Mezger, Waldenburg, 97, 98, 100 Abb. 5, 6, 101, 102;
LDA-Karlsruhe 120 Abb. 10, 124–128;

LDA-Stuttgart Titelbild (Foto: Geiger), 104, 106, 108–110;

LDA-Tübingen 111.

Aus: M. H. Callender, Roman Amphorae (1960) 118 Abb. 3, 123 Abb. 18.

Aus: Germania 36, 1958 118 Abb. 4, 119 Abb. 8.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Institut für Ur- und Frühgeschichte, Universität Heidelberg 130–132;
Landratsamt Hohenlohekreis, Künzelsau 100 Abb. 4;

S. Mezger, Waldenburg 99;

Pfarrarchiv Johannes-Brenz-Kirche, Weil der Stadt 105, 107;

LDA-Karlsruhe 116, 119 Abb. 7, 120 Abb. 11, 12, 122 Abb. 18;

LDA-Tübingen (Zeichng.: K. Scholkmann) 112 Abb. 2, 113, 115 Abb. 8, 10.

Aus: Corpus Inscriptionum Latinarum XV 117, 121 Abb. 14.

Aus: M. Beltran-Lloris, Las anforas Romanas (1970) 119 Abb. 6.

Aus: Mélanges d'archéologie et d'histoire de l'École Française de Rome 91, 1979, 121 Abb. 13.

Aus: Römische Keramik aus Bad Wimpfen, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 11 (1981) 119 Abb. 5.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunst- denkmalfpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

- Band 1
Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971
- Band 2
Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973
- Band 3
Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt
München/Berlin 1973
- Band 4
Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974
- Band 5
Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe
München/Berlin 1978
- Band 6
Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber und
Reinhard Wortmann

Deutscher Kunstverlag
München/Berlin 1978

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973
Stuttgart 1973

Band 2
Herbert und Elke
Schwedt

Malerei auf Narrenkleidern Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland
Stuttgart 1975

Band 3
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977
Stuttgart 1977

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 1
Günter P. Fehring
Unterregenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972
Verlag Müller & Gräff

Band 2
Antonin Hejna
Das „Schlöble“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974
Verlag Müller & Gräff

Band 3
Barbara Scholkmann
Sindelfingen/ Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978

LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag
Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 4
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977
Verlag Müller & Gräff

Band 5
Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag
Ernst Wasmuth
Tübingen

Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung

Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979
Band 5 Stuttgart 1980
Band 6 Stuttgart 1981

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

Band 2
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972

Band 3
Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5
Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6
Dieter Planck
Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Stuttgart 1975

Band 7
Hermann Friedrich
Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

Band 9
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977

Band 10
Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Band 11
Wolfgang Czysz,
Hans Heinz Hartmann,
Hartmut Kaiser,
Michael Mackensen,
Günter Ulbert
Römische Keramik aus Bad Wimpfen
Stuttgart 1981

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt

Amtsleitung
Abteilungsleitung
Verwaltung
Inventarisierung
Öffentlichkeitsarbeit
Technische Dienste

Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 83

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Zentrale Restaurierungsberatung

Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 27 38

Archäologie des Mittelalters

Mörikestraße 20
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 72

Bodendenkmalpflege

(mit Abteilungsleitung)
Archäologische Zentralbibliothek

Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93 29 80

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Bodendenkmalpflege

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege

Adelhauser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Bodendenkmalpflege

Schloß Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90